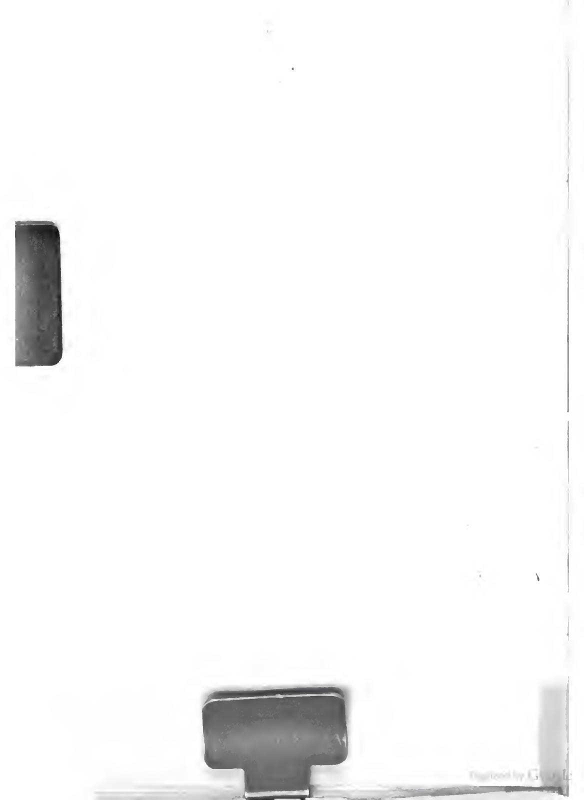
Schwänke aus aller Welt



Schwänke aus aller Welt

Für Jung und Alt
herausgegeben von

Oskar Dähnhardt

Mit 52 Abbildungen nach Zeichnungen von Alois Kolb





Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1908

Vorwort.

Wo's was zu lachen gibt, da muß die Jugend dabei sein. Und wenn gar ein lustiger Gesell daherkommt, die Narrenkappe auf dem Kopf und die Pritsche in der Hand, welches Kind lief' ihm nicht nach und hätte seinen Spaß an ihm? Ein solcher Gesell ist der Volkshumor. Jedes Kind hat eine ausgesprochene Vorliebe für ihn. Till Eulenspiegel, die Schildbürger und so manche drollige Gestalt der Grimmschen Märchen üben auf die Jugend eine Anziehungskraft aus, die unverwüstlich scheint und sicher den besten Beweis liefert, daß dem Humor sowohl in der Jugendlektüre wie in der Jugenderziehung überhaupt sein gutes Recht gebührt. Darum dürfte ein Buch, wie das vorliegende, nicht zwecklos sein. Es bringt eine Auswahl von Schwänken und Schwankmärchen (beide stehen einander sehr nahe), die der Jugend fast durchweg unbekannt sind, und möchte in derselben Weise wie mein „Deutsches Märchenbuch" als Ergänzung des bisherigen Lesestoffes gelten. Aber auch den Erwachsenen, sofern sie an kräftiger Volkskost Geschmack finden, mögen diese Schwänke willkommen sein. Als Quelle diente mir eine umfangreiche Literatur, aus der vorerst nur das Naheliegende geschöpft wurde. Falls diese Auswahl Beifall findet, würde ein zweiter Band auch das Entlegene und Seltene ans Licht ziehen.

Mit besonderem Dank erfüllt mich die freundliche Unterstützung, die mir von verschiedenen Seiten zuteil wurde. Frau Dr. Rona-Sklarek hatte die Güte, den ungarischen Schwank Nr. 39 zu übersetzen, Herr Pastor Feilberg sandte aus Dänemark die Nrn. 49, 60, 63, 64, Herr v. Löwis übertrug Nr. 69 aus dem Russischen. Der Herausgeberin der Maltesischen Märchen und Schwänke, Fräulein Bertha Ilg, die mir eine große Zahl frisch aus dem Volksmund gesammelter Sagen und Geschichten überlassen hat, verdanke ich die

hübſchen Beiträge Nr. 50, 54 und 55. Herr Dr. Richard Woſſidlo teilte aus ſeinen reichen Sammlungen die mecklenburgiſchen Schwänke mit, die den Schluß bilden.

Für mehrere Stücke bedurfte ich der Erlaubnis zum Abdruck, wofür ich den Herren Verlegern, insbeſondere Herrn Alfred Nutt in London, nochmals herzlichen Dank ausſpreche.

Mit dem Wunſche, daß dem Buch eine freundliche Aufnahme im deutſchen Hauſe vergönnt ſei, ſende ich es zur frohen Weihnachtszeit hinaus.

Leipzig, 2. Dezember 1907.

Dr. **Oskar Dähnhardt,**
Gymnaſialoberlehrer zu St. Thomä.

Inhaltsverzeichnis.

1. Der Schatz.

(Aus Dänemark.)

Es war einmal ein armer Bauersmann, der im Frondienste auf dem Felde seines Gutsherrn pflügte. Plötzlich stieß er mit dem Pfluge so heftig gegen etwas, daß er stecken blieb. Er glaubte, daß es ein Stein sei; als er aber genauer nachsah, fand er, daß es ein großer Schrein voll alten Geldes war. Es war sowohl Silber- als Goldgeld, das man vor vielen hundert Jahren einmal in Kriegszeiten vergraben haben mochte.

Der Bauersmann stopfte seinen Futtersack mit dem Gelde voll und schleppte es mit sich nach Hause, denn er hielt sich so gut für berechtigt den Schatz zu behalten wie irgendein anderer. Der rechte Eigentümer mußte ja doch schon lange und vor vielen Vorfahren des jetzigen Gutsherrn gestorben sein. Trotzdem fürchtete er aber, daß ihm der Gutsherr das Geld nehmen würde, wenn er erführe, daß es auf seinem Feld gefunden sei. Deshalb erzählte er auch niemand etwas davon außer seiner Frau; diese bat er aber, es gegen jedermann zu verschweigen.



Aber sie konnte doch nicht reinen Mund halten und mußte es einigen guten Freundinnen mitteilen, wodurch sie zu ihrem Wohlstand gekommen seien. Allerdings bat sie jede einzeln, niemand etwas davon zu sagen, aber die konnten es auch nicht bei sich behalten, bis schließlich das Gerücht von dem Schatz, der auf herrschaftlichem Felde gefunden wurde, dem Gutsherrn selbst zu Ohren kam.

Nachdem er es also vernommen hatte, ritt er zu dem Anwesen des Mannes, das einsam draußen auf der Heide lag, hin. Es war aber niemand außer der Frau daheim, denn der Mann war eben in die Stadt gefahren, um einiges Geld umwechseln zu lassen. Und als der Gutsherr die Frau ausfragte, so sagte sie ihm alles, was sie wußte: daß ihr Mann einen Haufen altes Geld draußen auf dem Feld gefunden habe, daß er aber jetzt nicht zu Hause sei, und sie wüßte nicht, wo er das Geld hingetan. Daraufhin wollte es der Gutsherr für heute gut sein lassen und abwarten, bis er ein andermal beide antreffen und ins Gebet nehmen könnte.

Als der Bauersmann heimkam, erzählte ihm seine Frau sogleich alles. Er gab ihr zwar kein böses Wort für ihre Schwatzhaftigkeit, aber er hatte seine eigenen Gedanken dabei. Am nächsten Tage spannte er die Pferde vor den Wagen und bat seine Frau mit ihm zu fahren, und so fuhren sie zusammen in die Stadt, ließen dort den Rest des alten Geldes einwechseln und legten daselbst ihr Geld gut an. Dann kaufte er ein Fuder Semmeln ein und füllte damit seinen Futtersack. Er traktierte seine Frau gut im Wirtshaus, und gegen Abend stiegen sie wieder auf den Wagen und fuhren ihrer Heimat zu.

Es war schon tief im Spätherbst, und es regnete, und der Wind blies heftig, als sie am dunkeln Abend heimwärts fuhren. Aber die Frau hinten auf dem Rücksitz, die in der Stadt so gut traktiert worden war, ließ sich nicht stören und schlummerte den ganzen Weg. Als sie ein gutes Stück auf der Landstraße gefahren waren, wurde sie von einer Semmel aufgeweckt, die ihr auf den Kopf fiel, und wieder von einer, die ihr in den Schoß fiel, und immer, sobald sie am Einschlafen war, regnete es aufs neue Semmeln über sie. Und das kam daher, weil ihr Mann die Semmeln so in die Luft warf, daß sie auf sie fallen mußten.

„Aber Mann", rief sie aus, „was ist denn das? Mir scheint, es regnet gar Semmeln." — „Ja", sagte der Mann, „das tut es, es ist ein entsetzliches Wetter!" Dann kamen sie auch am Gutshof vorüber, und gerade, als sie daran vorbeifuhren, wurde die Frau von dem Geschrei eines Esels aufgeweckt. „Was war denn das wieder?" fragte sie, und es war ihr schon ganz unbehaglich zumute. „Ja, darüber darf man eigentlich nicht reden", antwortete der Mann. „Wenn ich aber die Wahrheit sagen und nicht lügen soll, ist es der Teufel gewesen, der dem Gutsherrn einmal Geld geliehen hat und ihn nun plagt, weil er ihm die Zinsen nicht bezahlen will. Und er peitscht ihn, bis er heult." — „Hu!" sagte die Frau schauernd, „tummle dich, daß wir von da weiter kommen!" Da hieb der Mann mit der Peitsche in die Pferde ein, und sie kamen wohlbehalten zu Hause an.

Als sie aber daheim waren, sagte der Mann: „Höre, Weibchen, das waren schlimme Dinge, die ich heute in der Stadt hören mußte, der Feind ist in unser Land eingebrochen, und noch heute nacht wird er hier sein. Darum mußt du dich im Kartoffelkeller verkriechen, damit du keinen Schaden erleidest, ich aber will hier bleiben und unser Eigentum so gut beschützen, wie ich kann." Auf diese Weise brachte er sie in den Keller hinunter, dann nahm er seine Büchse zur Hand, ging vor den Hof hinaus und rief und schoß — es waren zwar nur blinde Schüsse, aber sie machten doch einen Heidenlärm. Und so trieb er es die ganze Nacht hindurch, bis er gegen Morgen seine Frau aus dem Kartoffelkeller holte und zu ihr sagte: „Ja, ich hielt mich doch. Die meisten Feinde schoß ich über den Haufen, und die übrigen ergriffen schließlich die Flucht und nahmen ihre toten Kameraden mit." — „Nun, Gott sei Dank!" sagte die Frau, „es lief gut ab, aber ich habe die ganze Nacht eine schreckliche Angst ausgestanden!" Darauf legte sie sich ins Bett und schlief sich gehörig aus auf den Schrecken.

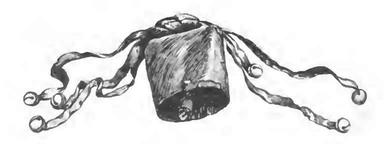
Einige Tage später kam der Gutsherr herausgeritten und traf zuerst den Mann vor dem Hause und fragte ihn: „Was ist denn das mit dem Schatz, den du auf meinem Feld gefunden hast?" — Ja, davon wußte der Mann gar nichts. — „Ah, papperlapapp!" rief der Gutsherr aus, „es hilft dir nichts, wenn du auch leugnest, denn deine Frau hat es ja schon selbst eingestanden — ich weiß alles aus ihrem eigenen Munde!" — „Ja", antwortete der Mann und deutete auf die

Stirne, „bei meiner Frau ist es manchmal da oben nicht ganz richtig. Man kann ihr da nicht alles glauben, was sie sagt."

Da rief der Gutsherr die Frau heraus und fragte, ob es nicht so sei, wie sie gestanden, daß ihr Mann auf dem Felde einen Haufen Geld gefunden habe. „Freilich, freilich!" antwortete die Frau, „und ich war selbst mit in der Stadt, als wir das Geld einwechselten." — „Wann war das?" fragte der Gutsherr. „Ja, das war damals, als wir das entsetzliche Wetter hatten und wie es Semmeln herunter regnete." „Ach, Unsinn, dummes Zeug!" rief der Gutsherr, „wann war das?" — „Ja, das war gerade am Tage vor der großen Schlacht, die da auf dem Felde stattfand, als der Feind ins Land eingebrochen war", antwortete die Frau. „Was, Schlacht und Feinde?" sagte der Gutsherr, „ich glaube, die Person ist verrückt. Wann war es, daß ihr in der Stadt gewesen seid, um das Geld wechseln zu lassen, frage ich!"

Da weinte die Frau, und so sehr sie sich dagegen sträuben mochte, es mußte ja heraus: „Es war am selben Tage", sagte sie, „als Euch der Teufel am Abend plagte — und Euch aus dem Garten hinauspeitschte." — „Was sagst du da?" schrie der Gutsherr; „dann soll auch dich der Teufel plagen und für den Unsinn peitschen, den du zusammenschwätzest!"

Damit peitschte er sie zur Tür hinein, schwang sich auf sein Pferd und ritt seiner Wege, und von da an fragte er nie mehr nach dem Schatze. Aber der Bauersmann kaufte sich in einer anderen Gegend einen großen Hof und lebte dort glücklich und vergnügt mit seiner Frau. So wenig sie es auch selbst wußte, hatte sie ihm doch zu all seinem Glück verholfen.



2. Der Wortkampf.

(Aus Norwegen.)

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war so schlau und spitzfindig in Worten, daß keiner sie zum Schweigen bringen konnte. Da setzte der König einen Preis aus und ließ bekannt machen, daß der, welcher es könnte, die Prinzessin und das halbe Reich haben sollte. Drei Brüder, welche dies hörten, beschlossen, ihr Glück zu versuchen. Zuerst machten sich die beiden ältesten auf, die sich am klügsten dünkten; aber sie konnten nichts bei der Prinzessin ausrichten und mußten noch dazu mit blauer Haut wieder abziehen. Danach machte sich auch der jüngste auf. Als er eine Strecke weit gegangen war, fand er am Wege ein Weidenreis, das nahm er auf. Eine Strecke weiter fand er einen Scherben von einer alten Schüssel, die nahm er auch auf. Als er noch etwas weiter gegangen war, fand er einen toten Star, und etwas danach ein krummes Bockshorn, ein wenig später fand er noch ein krummes Bockshorn, und als er über das Feld zum Königshof gehen wollte, wo Dünger ausgestreut lag, fand er darunter eine ausgegangene Schuhsohle. Alle diese Dinge nahm er mit sich zum Königsschloß, und damit trat er zur Prinzessin ein. „Guten Tag!" sagte er. „Guten Tag!" sagte sie und verzog das Gesicht. „Kann ich nicht meinen Star gebraten kriegen?" fragte er. „Ich bin bange, er birst entzwei", antwortete die Prinzessin. „O, das hat keine Not, ich binde dieses Weidenreis um", sagte der Bursch und nahm das Reis hervor. „Aber das Fett läuft heraus", sagte die Prinzessin. „Ich halte dies unter", sagte der Bursch und zeigte ihr die Scherbe von der Schüssel. „Mach's mir nur nicht so krumm, du!" sagte die Prinzessin. „Ich mach' es nicht krumm, sondern es ist schon krumm", sagte der Bursch und nahm das eine Horn hervor. „Nein, etwas Ähnliches hab ich noch mein Lebtag nicht gesehen!" rief die Prinzessin. „Hier siehst du was Ähnliches!" sagte der Bursch und nahm das andere Bockshorn hervor. „Ich glaube, du bist ausgegangen, um mich zum Schweigen zu bringen!" sagte die Prinzessin. „Nein, ich bin nicht ausgegangen, aber diese hier ist ausgegangen", sagte der Bursch und zeigte ihr die Schuhsohle. Hierauf wußte die Prinzessin nichts mehr zu antworten. „Nun bist du mein", sagte der Bursch, und darauf erhielt er die Prinzessin und das halbe Königreich.



3. Wie das Heiligenbild den Stier kaufte.

(Aus Tirol.)

Es war einst ein armer Bauer, der wollte seinen Stier zum Verkauf auf den Markt treiben. Da er aber krank im Bette lag, so mußte er halt seinen Sohn, der ein recht dummer Junge war, damit beauftragen. Der Vater schärfte dem Buben ein, er solle sich nicht „verschmeggelen" (übervorteilen) lassen und für den Stier siebzig Gulden verlangen, aber ja nicht einem jeden trauen, der ihn frage: „Was kostet er?" Seppantone versprach alles genau zu befolgen und sagte: „Des wer i scho mache, Vatter", holte den Stier aus dem Stall und trieb ihn auf den Markt. Da fragten ihn viele Bauern und Händler, was der Stier koste. Der Bub aber gedachte der strengen Worte des Vaters, traute keinem, der das wissen wollte, und sagte ihnen nicht, was er für ihn

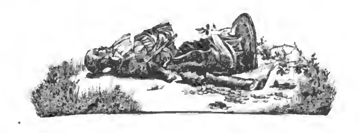
verlange. Wie der Markt 'verlaufen' war, trieb Seppantone den Stier mit schwerem Herzen wieder heim zu. Auf dem Wege kam er zu einer Kapelle, in welcher sich die Statue des hl. Rochus befand. Seppantone trat vor die Statue und betete: „O hl. Rochus, du Trost der Armen, kouf mer doch de Stier ab!" Da der Heilige daraufhin stumm blieb und nicht fragte: „Was kostet er?" war Seppantonele hoch erfreut und sagte zum Heiligen: „Jo, jo, dir gib i 'n. Du verschmeggelest mi nit und wirst nit säge, daß d' grad koa Gealt host; i trou dr scho, die Heilige hond allad 's Taschl voll Gealt", und band den Stier an das Gitter: „So, moan kumm i denn und hol 's Gealt für e Stier."

Daheim erzählte Seppantone dem Vater, daß er dem hl. Rochus den Stier verkauft habe und morgen bei ihm das Geld holen werde. Jetzt aber jammerte der Bauer, daß er so um den schönen Stier gekommen war, und schalt den Jungen, was er doch für ein vernagelter Bub sei. Der aber ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen und sagte nur immer: „Ihr weared scho seahe, Vatter, moan bring i eu 's Gealt!" Unterdessen kam der Mesner zur Rochuskapelle und sah den Stier am Gitter angebunden. Der Mesner brachte ihn zum Herrn Pfarrer und sagte zu ihm, es habe jemand diesen Stier geopfert, ob er ihn nicht schlachten dürfte und die Hälfte von ihm behalten, was ihm der Pfarrer erlaubte.

Anderntags in aller Frühe kam Seppantone zur Kapelle und forderte den Heiligen auf, ihn zu bezahlen: „So, heiliger Rochus, ietz gib mer 's Gealt für e Stier! I bi drum do." Der Heilige rührte und regte sich nicht. Als alles Bitten nichts half, fing Seppantone an zu schimpfen und lamentieren und wurde endlich so zornig, daß er mit seinem Stecken auf den Heiligen loshieb. Dadurch fiel die Statue zur Erde und zerbrach. Zugleich kollerte aber auch eine Menge Silbergulden, es waren deren hundert, auf den Boden. „Siehst do, hon i nit gseyt, du heyest 's Taschl voll Gealt!" Seppantone nahm siebzig Gulden, und die übrigen dreißig ließ er liegen.

Wie der Mesner wieder zur Kapelle kam, sah er den Heiligen zerbrochen am Boden liegen und blanke Silbergulden um ihn herum. Der Mesner glaubte abermals, es habe jemand das Geld geopfert. Er las es auf und ging damit wieder zum Herrn Pfarrer, wollte es aber für sich behalten. Jetzt fiel dem Pfarrer ein, daß er einmal hundert Gulden im Hohlraum der Statue versteckt hatte. Er sagte

daher zum Mesner, das Geld sei sein Eigentum; er habe jetzt ohnehin siebzig Gulden verloren, und diese dreißig Gulden brauche er zur Wiederherstellung der Statue. Der alte Bauer aber war zum erstenmal mit seinem Sohn zufrieden, der seine Sache so über alle Erwartung gut gemacht hatte.



4. Der mißratene Gelehrte.

(Aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen.)

Ein Bauer schickte seinen Sohn, der nicht arbeiten wollte und immer sagte, er sei zu etwas Höherem bestimmt, auf die hohe Schule, damit er etwas Ordentliches lerne; allein der Sohn dachte nicht an das Lernen, sondern lebte in einemfort lustig in den Tag hinein. Seinem Vater aber schrieb er immerfort um Geld, und der verkaufte allmählich seine Kühe und verpfändete zuletzt noch Haus und Hof. Endlich kam der teure Sohn von der Schule nach Hause und in ganz vornehmer Kleidung und stellte sich vor seinem Vater so, als habe er das ganze Buch der Weisheit in seinem Haupte. „Kannst du lateinisch, mein Sohn?" „Und wie! Vater, freilich!" Da ward der Alte erst recht stolz, denn er dachte, wer lateinisch verstehe, könne in der ganzen Welt fortkommen und sei ein gemachter Herr. „Komme nur gleich zum Herrn Pfarrer, daß er sieht und hört, wer du bist; ich habe schon um die Schule für dich angehalten!" Jetzt wurde es dem Studenten schwül und angst; er wollte nicht recht; allein sein Vater ließ ihm keine Ruhe.

Der alte Bauer hatte dem Pfarrer schon viel von seinem gelehrten Sohne gesagt und wie er sein Vermögen auf ihn verwendet. Sie traten

ein, und der Alte grüßte und bat, der Herr Pfarrer solle mit seinem Sohne ein wenig gelehrt reden. „Sprichst du lateinisch?“ „Jeta!“ antwortete der Student und war ganz verlegen, und auf alle Fragen, die der Pfarrer tat, antwortete er immer nur: „Jeta, jeta, jeta!“ „Lieber Mann!“ sprach darauf der Pfarrer zum Bauer, „Euer Sohn ist so gelehrt — und schüttelte dabei das Haupt — daß wir ihn nicht brauchen können!“ Der Bauer merkte aber, was das sagen solle; denn er hatte gesehen und gehört, daß sein Sohn eigentlich nichts wisse; aber er hielt seinen Zorn zurück. Er führte ihn nun zum Herrn Notarius; dieser solle ihm auch auf den Zahn fühlen und sehen, ob er zum Schreiber tauge. „Kannst du Kontrakte, Schuldscheine, Quittungen und Testamente schreiben?“ fragte der Notarius den Jungen. „Briefe um Geld an meinen Vater kann ich schreiben, die hat man mir oft diktiert, und Testamente schreiben, wozu? Mein Vater hat ja ein gedrucktes!“ Der Notarius wußte nun genug. „O, lieber Mann“, sprach er zum Bauer, „ich bedauere sehr, aber Euern Sohn kann ich in der Schreibstube nicht brauchen!“

Der Bauer wurde jetzt fast wütend vor Zorn; allein er ließ sich nichts merken. Im Heimgehen aber sprach er bei sich: „Es ist fast zum Haarausraufen! Meine schönen Kühe und mein Vermögen habe ich geopfert und soll jetzt Spott und Schande erleben!“ Als er mit seinem Sohne in den Hof zurückgelangte, lud eben der Knecht Mist auf einen Wagen. Der Bauer nahm einen Stock, hob ihn jetzt drohend gegen seinen Sohn und schrie: „Kerl, jetzt sage mir gleich, wie heißt der Ochs auf lateinisch?“ „Ochsus“, sagte der Sohn und zitterte am ganzen Leibe; „der Rock?“ „rockus“; „die Gabel?“ „gablistus“; „der Mist?“ „mististus“.

> „Also du Ochsus, zieh aus den Rockus und
> nimm die Gablistus und lad ab den Mististus;
> sonst nehm ich diesen Stockus und hau dich
> übers Kruzifixus, daß du schreist: ach Herr Jesus!“

Mit dem Rock war auch der Student bald ausgezogen, und von nun an mußte der ungeratene Gelehrte im Stalle und im Miste arbeiten, daß es eine Art hatte; — und das war recht!

5. Der Hofprophet.

(Aus Deutschland.)

An einem Hofe war ein Prophet angestellt, der mußte das Wetter vorhersagen, wofür er ein ansehnliches Gehalt bezog. Er hatte aber das Unglück, daß seine Prophezeiungen nicht eintrafen, und so zog er sich den Spott der anderen Hofbeamten zu. Das ließ er sich zwar gefallen — denn das Gehalt wurde ja doch ausbezahlt, das Wetter mochte ausfallen, wie es wollte —, heimlich aber wurmte es ihn doch.

Nun geschah es, daß auf dem Lande ein Dorfprophet großen Ruf erlangte, weil seine Prophezeiungen immer eintrafen. Da dachte er: Wenn du doch erfahren könntest, wie dieser Bauer es anstellt, daß er immer richtig prophezeit, so brauchtest du dein Brot nicht mit Schanden zu essen.

Da steckte er eines Tages eine gute Summe Geldes zu sich und machte sich auf den Weg zu dem Dorfpropheten. Dem trug er sein Anliegen vor und ließ sich gar höflich vernehmen: wenn er ihm sagte, wie er es anstellte, das Wetter immer so richtig vorherzusagen, so sollte es sein Schade nicht sein. Aber der Dorfprophet sagte: „So geht das nicht, guter Freund! Ihr Herren am Hofe seid gewohnt, viel zu versprechen und wenig zu halten. Butter an die Fische! oder ich halte reinen Mund." Da mußte sich der Hofprophet entschließen, hundert Goldgulden hinzuzuzahlen. „Hm!" sagte der Dorfprophet. „Wenn Ihr noch hundert dazulegtet, so wäre es gerade noch einmal so viel."

Der Hofprophet mußte also den Beutel zum anderen Male ziehen und die Summe verdoppeln. „Jetzt könnte ich mir's schon überlegen", sagte der Dorfprophet; „aber wer weiß, wie es ausfiele. Darum solltet Ihr zur Sicherheit lieber gleich noch hundert Goldgulden hervorlangen." Dem Hofpropheten kam es hart an, es war sein letztes Geld; aber es mußte sein. Er zählte also auch die letzten hundert Goldgulden noch hin und sagte: „Nun aber heraus mit der Sprache!" Der Dorfprophet strich das Geld gemütlich ein, schloß es in seinen Schrank, steckte den Schlüssel in die Tasche und klopfte sich auf die lederne Hose, daß es schallte. „Nun merkt auf", sagte er, „wie ich es mache, daß ich immer richtig prophezeie. Seht: ich warte, bis Ihr prophezeit habt, — alsdann prophezeie ich das Gegenteil. Damit treff ich immer das Richtige. Adjes, Herr Hofprophet!"

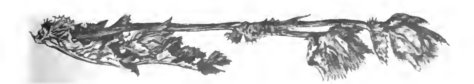
6. Witzige Antworten.

(Aus Welsch-Tirol.)

Ein armer Mann war einem reichen Herrn eine Summe Geldes schuldig und wurde von diesem oft an das Zahlen gemahnt. Eines Tages ging der Herr wieder in das Haus seines Schuldners, fand aber nur dessen Sohn, einen Knaben, welcher neben dem Feuer auf dem Herde saß. „Was tust du da?" fragte ihn der Herr. „Ich schaue, wie sie kommen und gehen", erwiderte der Knabe. „Kommen denn viele Leute zu dir?" fragte der Herr. „Kein Mensch!" antwortete der Knabe. „Hm, wo ist denn dein Vater?" sagte der Herr. „Er ist gegangen, um ein Loch mit einem Loche zu stopfen." „Hm, was tut denn deine Mutter?" „Sie bäckt schon gegessenes Brot." „Hm, hm, und was macht deine Schwester?" „Sie beweint die Freuden des vergangenen Jahres."

„Du sprichst wie ein Narr oder wie ein Weiser", sagte der Herr, „möchtest du's mir nicht erklären?" „Ei wohl, aber Ihr müßt meinem Vater die Schuld schenken", erwiderte der Knabe. „Das will ich tun, wenn mich deine Antwort befriedigt", versetzte der Herr.

Nun erklärte der Knabe: „Ich siede hier Bohnen, die steigen immer auf und nieder, also schaue ich, wie sie kommen und gehen. Mein Vater ist gegangen, die Summe, die er Euch schuldet, von einem anderen zu leihen, um sie Euch zu zahlen: also macht er ein Loch, um ein Loch zu stopfen. Das Brot, das wir in den letzten vierzehn Tagen gegessen haben, war vom Nachbar entlehnt, nun bäckt die Mutter Brot, um es ihm zurückzugeben: folglich bäckt sie schon gegessenes Brot. Meine Schwester endlich hat im vorigen Jahre Hochzeit voll Lust und Freuden gehalten, aber ihr Mann ist böse, schlägt sie und macht sie oft weinen. Da beweint sie denn nun die Freuden des vergangenen Jahres und wünscht, sie hätte nie Hochzeit gehalten." Da sprach der Herr: „Du bist ein gescheiter Knabe, und deine Antwort hat mich befriedigt. Deinem Vater ist die Schuld geschenkt."



7. Bauernschlauheit.

(Aus Deutschland.)

Es ritten einmal drei Junker über Feld und sahen einen Bauer, der eben Kohl pflanzte. Die drei Junker ritten hinzu und sprachen: „Lieber, was gebt Ihr uns, wenn wir Euch beweisen, daß Ihr ein Kohlkopf seid?" Der Bauer antwortete: „Nichts; denn solche Kunststücke kann ich so gut machen wie ihr. Ich will euch aber beweisen, daß eure Sättel Maulesel sind." Da fingen die Junker an zu lachen und sagten: „Nun, so laßt doch hören." — „Je nun", sprach der Bauer, „was zwischen einem Pferde und einem Esel ist, das ist doch mein Lebtag ein Maulesel gewesen."

8. Dummkopf auf Besuch.

(Aus China.)

Eine reiche Chinesin hatte einen Dummkopf zum Sohn, für den sie eine Frau aus einer vornehmen Familie ausgesucht hatte. Als er nun den Eltern seiner Braut den ersten Besuch machen sollte, wies ihn seine Mutter an, wie er sich zu benehmen und was er zu sagen hätte, denn sie wünschte, daß man nicht sofort merkte, daß er ein Dummkopf sei. Sie überlegte daher, was für Fragen man ihm wohl vorlegen könnte, und gab ihm an, was er darauf antworten sollte, um nicht allein den Fragenden zu befriedigen, sondern auch zu verhindern, daß dieser noch weitere Fragen stelle. Da der Junge nun einen kostbaren Fächer trug, auf dem eine Landschaft gemalt war, so meinte die Mutter, er könne gefragt werden, was für eine Gegend das Bild vorstelle; darauf sollte er dann sagen: „O, das ist frei erfunden." Weil er ferner ein sehr schönes Maultier ritt, meinte sie, man könne darüber einige anerkennende Worte verlieren und nach dem Preis des Tieres fragen. Sie wies ihren Sohn demgemäß an, mit höflicher Bescheidenheit zu erklären: „Das Vieh ist ein ganz gewöhnliches Lasttier, das auf unserem Landgut großgezogen ist und nicht wert ist, daß Sie es beachten." Als nun der Dummkopf vor dem Hause seiner Braut ankam, begrüßte ihn als erste seine zukünftige Schwiegermutter und erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mutter, worauf er erwiderte: „Das Vieh ist ein

ganz gewöhnliches Lasttier, das auf unserem Landgut großgezogen ist und nicht wert ist, daß Sie es beachten." Außer sich fuhr die Schwiegermutter zurück; halb ohnmächtig rief sie aus: „Ich dachte, Sie stammten aus einer ordentlichen Familie." Der Narr besann sich, und da er meinte, er hätte die erste Antwort brauchen sollen, die ihm seine Mutter eingetrichtert hatte, erwiderte er: „O, das ist frei erfunden." —

9. Der Philosoph von Schrimm.

(Aus Deutschland.)

Ein Viehhändler in Schrimm ließ seinen Sohn studieren, und in den Ferien kam dieser zu Besuch nach Hause. In einem Plauderstündchen fragte der Vater den Sohn, was er denn eigentlich studiere. „Philosophie", antwortete dieser. „Philosophie, was ist das?" fragte der Vater weiter. „Das ist mit wenigen Worten schwer zu erklären, und du würdest mich doch nicht verstehen. Aber ich will versuchen, es dir durch ein Beispiel klar zu machen. Also: du glaubst, du seiest in Schrimm, nicht wahr?" — „Jawohl, und das bin ich auch." — „Nun, ich werde dir mit Hilfe der Philosophie beweisen, daß du nicht in Schrimm bist." — „So?! Da wäre ich denn doch neugierig!" — „Also: Wenn du in Schrimm bist, dann bist du doch nicht in Lengefeld, wie?" — „Nein, dann bin ich nicht in Lengefeld." — „Wenn du aber nicht in Lengefeld bist, dann bist du anderswo, nicht wahr?" — „Gewiß." — „Na also, siehst du, da du anderswo bist, bist du doch nicht in Schrimm!" — „Richtig, richtig!" murmelte der Vater und verfiel in Nachdenken. Mit einem Male gab er seinem Sprößling eine ganz gehörige Ohrfeige. „Aber Vater!" rief dieser ganz erstaunt, „warum schlägst du mich?" „Ich?" fragte der Vater ebenso erstaunt, „ich habe dich doch nicht geschlagen." — „Aber natürlich hast du mich geschlagen! Ich spüre es nur allzu deutlich an meiner brennenden Backe!" — „Ich habe dich nicht geschlagen!" — „Aber . . ." — „Da gibt es gar kein Aber. Ich werde dir beweisen, daß ich dich nicht geschlagen habe, und zwar mit Hilfe deiner Philosophie: da du in Schrimm bist, während ich, wie du mir bewiesen hast, anderswo bin, so kann ich dich doch unmöglich geschlagen haben!"

10. Kathrinchen, die kluge Besenbinderstochter.

(Aus Deutschland.)

Es war einmal ein Graf, der war über alle Maßen klug, oder er dachte doch wenigstens, daß er es sei; und weil er sich für so klug hielt, wollte er nur ein solches Mädchen heiraten, das es ihm an Klugheit gleichtäte. Er konnte aber nirgends eins finden; darum ließ er es ausrufen in allen Landen, doch auch das wollte nichts helfen.

Nun lebte in dem Dorfe des Grafen ein wunderschönes Mädchen, das hieß Kathrinchen und war des Besenbinders Tochter. Das dachte bei sich: „Sollst du dein ganzes Leben lang Reiser binden? Nein, dazu, sind deine Finger zu schade! Weit besser ist's, du wirst die junge Frau Gräfin und herrschst über alles Land, so weit dein Auge blicken kann."

Und als der Vater heimkam vom Markte, sprach es zu ihm: „Vater, geh auf das Schloß und sag dem Grafen, ich tät es ihm an Klugheit gleich und wolle seine Frau werden."

Der Besenbinder suchte seiner Tochter das auszureden; aber sie blieb dabei, und er machte sich betrübt auf den Weg, den Schloßberg hinauf.

„Euer Gnaden", sprach er; „meine Tochter sagt, sie halte Euch in Klugheit den Widerpart und wolle Eure Frau werden."

„Warum nicht!" antwortete der Graf. „Wenn sie wirklich so klug ist, will ich sie zur Gräfin machen."

Dann lief er in die Küche und kochte eine Mandel Eier, ließ sie kalt werden und packte sie in einen Korb mit Häcksel; darauf ging er in die Stube zurück, gab den Korb dem Alten und sprach: „Bring das deinem Kathrinchen! Es soll die Eier ausbrüten, aber ganz allein, und die Küken soll es mir auf das Schloß tragen."

„Ach du mein lieber Gott!" seufzte der Besenbinder, „das kann Kathrinchen nicht, es ist zu schwer und drückt die Eier entzwei!"

Weil's ihm aber der Graf so befohlen hatte, nahm er den Korb unter den Arm und kehrte damit in die Hütte zurück.

Als Kathrinchen die Eier ausgepackt hatte, legte es dieselben in Wasser, und da merkte es sogleich, daß sie gekocht waren. Eins, zwei, drei! lief es in den Garten und schnitt grüne Hirse ab, las die unreifen Körner heraus, eine Metze voll, und kochte sie im Kessel auf, bis sie platzen wollten. Dann nahm es geschwind den Topf vom Feuer und trocknete

die gekochten Körner in der Ofenröhre, daß sie ausschauten wie Saathirse, tat alles in einen Beutel, gab ihn dem Besenbinder und sprach:

„Geh, Vater, und bring die Hirse dem Grafen und sag ihm, er möge sie aussäen und mir zuschicken, was er geerntet, damit die Küken zu fressen haben, wenn sie ausgeschlüpft sind. — Und wenn er spricht: Die Körner sind ja gekocht! so antwort ihm dreist, deine Tochter ließe sagen, mit den Eiern wäre es nicht anders."

„Ach Gott, Kathrin, was soll das werden!" sagte der Alte und trug den Beutel auf das Schloß und gab ihn dem Grafen, daß er die Hirse aussäe und die Ernte hinabschicke, damit die Küken zu fressen hätten, wenn sie ausgebrütet wären.

Der Graf besah die Hirse genau, dann rief er zornig: „Die Körner sind ja gekocht!"

Antwortete der Besenbinder: „Meine Tochter läßt Euer Gnaden sagen, mit den Eiern sei es nicht anders."

Da erkannte der Graf, daß Kathrinchen wirklich ein kluges Mädchen sei; aber er wollte es noch auf eine zweite Probe ankommen lassen.

„Mein lieber Alter", sprach er zu dem Besenbinder, „hier hat Er eine Lage Garn. Die bringe Er seiner Tochter, daß sie mir davon ein ganzes Stück Leinwand webe."

Der Besenbinder nahm die Lage Garn und trug sie zu seiner Tochter in die Hütte und sagte: „Ach, Kathrin, wie kannst du Gräfin werden? Nun sollst du dem Grafen aus einer Lage Garn ein ganzes Stück Leinwand weben!"

„Das wird sich schon machen lassen, aber es gehört Nachdenken dazu", sagte Kathrinchen und schloß sich in sein Kämmerlein.

Den anderen Tag gab es dem Vater drei Besenreiser und bat ihn sie dem Grafen zu bringen, daß er einen Webstuhl baue, um darauf das Stück Leinwand herzustellen. „Und wenn er fragt: wie soll ich das anstellen? antworte ihm: Meine Tochter meint: ebenso, wie sie aus der Lage Garn ein ganzes Stück Leinwand webt."

Der Alte schüttelte den Kopf und richtete die Botschaft aus und übergab dem Grafen die Reiser, daß er einen Webstuhl daraus baue.

„Ich merke schon", sprach der Graf, als er Kathrinchens Bestellung gehört hatte, „deine Tochter hat einen feinen Verstand. Jetzt lauf

zurück und sag ihr, sie solle zu mir kommen: nicht bei Tage und nicht bei Nacht, geritten und doch nicht zu Pferde, nicht im Wege und nicht außer dem Wege, nicht nackend und nicht angezogen. Und als Hochzeitsgabe muß sie mir bringen drei Geschenke, die nicht bleiben."

„Das kann Kathrinchen nicht, das ist zu schwer!" dachte der Besenbinder bei sich; und als er zu Hause war und seine Tochter ihn fragte, wie es ihm bei dem Grafen ergangen sei mit den Reisern, antwortete er: „Kathrinchen, jetzt ist es um dich geschehen! Du sollst selbst auf das Schloß kommen: nicht bei Tage und nicht bei Nacht, geritten und doch nicht zu Pferde, nicht im Wege und nicht außer dem Wege, nicht nackend und nicht angezogen; und als Hochzeitsgabe sollst du ihm drei Geschenke bringen, die nicht bleiben. Wie willst du das anstellen? Das ist doch unmöglich!"

Aber Kathrinchen hörte nicht auf das Jammern des Vaters, sondern lief an den See zum Fischer und bat ihn um ein altes Netz. Der Fischer war ein freundlicher Mann und hatte Kathrinchen gerne, weil es so schön und klug war, darum schenkte er ihm ein altes Netz.

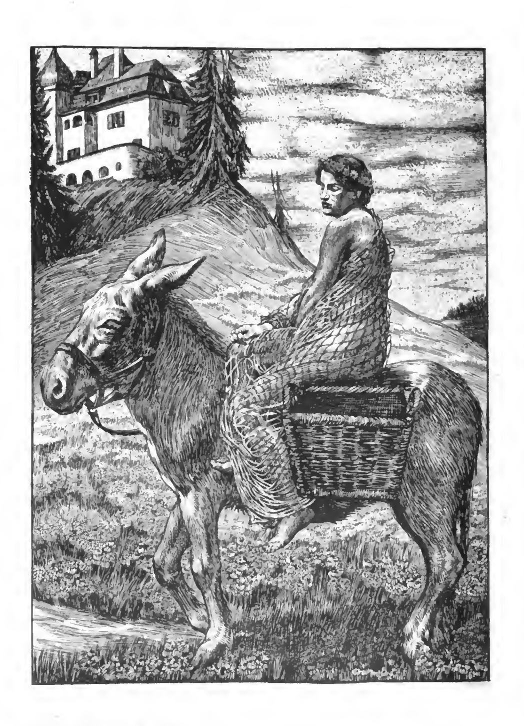
Darauf lief Kathrinchen zum Jäger und sagte: „Jäger, fangt mir einen lebendigen Hasen!" „Morgen früh sollst du ihn haben, Kathrinchen", sagte der Jäger, „ich stelle über Nacht die Fallen." Von dem Jäger lief Kathrinchen zum Schulzen, denn das war sein Gevatter, und sprach: „Gevatter Schulz, schenkt mir zwei Tauben." Da schenkte der Schulze Kathrinchen zwei Tauben, und es tat die Tiere in seinen Deckelkorb und lief zur Lumpenfahrerin und sprach: „Mütterchen, leiht mir morgen auf den Nachmittag Euern Esel!"

„Du kannst ihn gleich mitnehmen und morgen für den ganzen Tag behalten," sagte die Lumpenfahrerin, „denn ich habe große Wäsche."

Das freute Kathrinchen, und es band den Esel von der Krippe und nahm ihn mit sich in des Vaters Haus. Dort gab es ihm Disteln und Heu zu fressen, und den Täubchen schüttete es Erbsen in den Korb. Darauf legte es sich schlafen und wachte nicht eher auf, bis der Jäger am anderen Morgen den lebenden Hasen in einem Korbe brachte. Dann stand es auf, besorgte das Hauswesen und tat, als ob es des Grafen Reden nichts angingen.

Am Nachmittag aber zog es seine Kleider aus und band das Fischnetz um, dann holte es den Esel aus dem Stalle und hing an die eine


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF



Dähnhardt, Schwänke. Zu Seite 17.

Seite des Tieres den Korb mit den Tauben, an die andere Seite den Korb mit dem Hasen. Darauf setzte es sich selbst auf den Rücken des Esels, und ritt, als die Sonne soeben untergegangen war, im Zwielicht den Schloßberg hinauf, und zwar hielt es den Esel, daß er immer im Wagengeleise bleiben mußte.

Der Graf lag im Fenster, als er Kathrinchen ankommen sah, nicht bei Tage und nicht bei Nacht, sondern im Zwielicht; geritten und doch nicht zu Pferde, sondern auf einem Esel; nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege, sondern im Wagengeleis; nicht nackend und nicht angezogen, denn es war in ein Fischnetz gewickelt. Es kränkte ihn nun doch, daß die Besenbinderstochter so leichten Kaufes Frau Gräfin werden sollte, und er befahl seinen Dienern, daß sie die Hofhunde von der Kette ließen. Das waren zwei allmächtig große Köter, die stürzten auf Kathrinchen los, um es samt dem Esel zu zerreißen.

Da rief Kathrinchen: „Herr Graf, hier meine erste Hochzeitsgabe! Seht, sie bleibt nicht!"

Damit tat es den Deckelkorb auf, in dem der Hase saß, und — hast du nicht gesehen! — sprang er auf und davon. Sobald die Hunde den Hasen erblickten, ließen sie ab von Kathrinchen und dem Esel und jagten dem Hasen nach und kamen vor dunkler Nacht nicht wieder und hatten ihn doch nicht erwischt.

Kathrinchen aber stieg von dem Esel und ging mit dem anderen Korbe in des Grafen Stube, tat den Deckel auf und rief: „Hier, Herr Graf, mein zweites Geschenk und mein drittes!" und: Husch, husch, husch! flogen die beiden Tauben in die Höhe und zum Fenster hinaus.

Da lachte der Graf und sagte: „Kathrinchen, du hältst mir in der Klugheit den Widerpart. Jetzt komm, daß wir Hochzeit feiern!"

Darauf wurde ein großes Mahl gehalten und Hochzeit gefeiert; aber ehe sie zu Tische gingen, mußte Kathrinchen dem Grafen einen teuren Eid schwören, daß es ihm niemals drein reden wollte, wenn die Leute auf das Schloß kämen und einen Streit zu schlichten hätten. Sonst dürfe er es augenblicklich dem Besenbinder zurückschicken. Und das schwur Kathrinchen dem Grafen auch zu.

Nachdem sie lange Zeit in Glück und in Frieden gelebt hatten, kamen eines Tages zwei Bauern vor den Grafen; die hatten einen wunderlichen Handel. Sie waren zusammen zu Markt gefahren, und wie die Bauern

zu tun pflegen, — an jedem Krug an der Straße machten sie halt und stärkten darin ihre müde Seele.

Als sie nun wieder einmal aus einem Kruge heraustraten, rief der eine Bauer voll Freuden: „Gevatter, sieh, meine Stute hat ein Fohlen geworfen. Da liegt's unter deinem Wagen."

„Was du redest!" sagte der andere. „Mein Wagen hat es geboren." Und so stritten sie hin und her, und weil sie des Streites kein Ende fanden, sollte der Graf entscheiden.

„Warum ist das Füllen dein?" fragte der Graf den Bauer, dem die Stute gehörte.

„Euer Gnaden", antwortete der Bauer, „weil nur meine Stute, aber nicht der Wagen fohlen kann."

„Es ist gut!" sprach der Graf. „Und nun sage du, warum das Fohlen dir gehört."

Gab der andere Bauer zur Antwort: „Euer Gnaden, jedes Kind liegt nach der Geburt bei der Mutter, und das Fohlen hat beim Wagen gelegen."

„Nun, so spreche ich dir auch das Fohlen zu", sagte der Graf in seiner Weisheit. Und der erste Bauer mußte betrübten Sinnes von dannen ziehen.

Dreiviertel Jahre fraß er seinen Gram in sich hinein. Da aber der Nachbar das Fohlen ihm zum Hohne alle Sonntage nach der Kirchzeit an seinem Hause vorüberführte, so konnte er es auf die Dauer nicht länger ertragen; und weil er bei dem Grafen kein Recht gefunden hatte, beschloß er, es bei der Gräfin zu versuchen, und ging zu ihr auf das Schloß.

„Lieber Mann, ich darf Ihm nichts raten", sagte Kathrinchen, „der Graf hat es mir verboten."

Als aber der Bauer so inständig bat, versprach die Gräfin endlich, ihm einen guten Rat zu erteilen, wenn er ihr verspräche, ja niemand ein Wort davon zu sagen, daß der Rat von ihr käme. Nachdem ihr der Bauer das hoch und heilig versprochen hatte, sprach sie zu ihm: „Nimm ein Netz und was sonst zum Fischen gehört und geh dort drüben auf den Sandberg und fisch daselbst. Wenn dann der Graf dich fragt, was du tust, so antwort ihm: 'So gut, wie ein Wagen fohlen kann, kann ich auch auf einem Sandberg Fische fangen'."

Der Bauer tat, wie ihm Kathrinchen geraten hatte, und es dauerte gar nicht lange, so erblickte ihn der Graf und rief ihm vom Fenster aus zu: „Was machst du da?"

„Ho, huch, up up!" rief der Bauer, als ob er eine schwere Last aus dem Sande hübe. Dann kehrte er sich um und antwortete: „Euer Gnaden, ich fange Fische."

„Bist du von Sinnen?" schalt der Graf. „Wer kann auf einem Sandberg Fische fangen!"

Sprach der Bauer, wie ihn die Gräfin gelehrt hatte: „So gut, wie ein Wagen fohlen kann, kann ich auch auf einem Sandberg Fische fangen."

„Das hat dir meine Frau geraten!" rief der Graf voll Zorn und bedrohte den Bauer mit dem Tode, wenn er nicht die Wahrheit gestünde. Da bangte dem armen Schelm um sein Leben, und er erzählte haarklein, wie alles gekommen sei.

Darauf mußte der Bauer in das Schloß kommen, und er stellte ihn vor die Gräfin und sprach: „Du hast dem Manne sein Gut gerettet, und ich gebe Befehl, daß ihm der Nachbar sofort das Fohlen wieder erstatte. Aber du hast auch deinen Eid gebrochen, und nun will ich, daß du noch heute abend aus dem Schlosse gehst."

„Lieber Mann", sagte die Gräfin, „ich habe unrecht getan. Aber zwei Bitten könntest du mir dennoch frei geben."

„Laß sie hören", sprach der Graf.

„Zum ersten möchte ich mit dir einen Abschiedstrunk trinken", sagte die Gräfin, „und dann laß mich das Liebste mitnehmen, was ich auf dem Schlosse habe."

Die beiden Bitten mochte der Graf dem schönen Kathrinchen nicht versagen, und er trank den Abschiedstrunk mit ihm. Die Gräfin hatte aber einen Schlaftrunk in den Becher getan. So kam's, daß der Graf in einen tiefen Schlaf verfiel und nicht merkte, was um ihn und mit ihm geschah. Das hatte Kathrinchen aber gerade gewollt, und es steckte ihn in einen großen Sack und ließ ihn dann auf einem Leiterwagen in des Besenbinders Häuschen fahren. Dort luden die Diener den Sack im Stalle ab und kehrten wieder auf das Schloß zurück. Kathrinchen aber hielt Wacht bei seinem Manne.

Um Mitternacht erwachte der Graf aus dem Schlafe und schlug mit den Armen um sich. Und als er merkte, daß er gefangen war, begann

er zu wimmern und zu klagen und rief einmal über das andere: „Wo bin ich?"

„Wo sollst du sein?" antwortete Kathrinchen. „Bei mir bist du, Herzensmann! Du warst mir das Liebste im ganzen Schlosse, und darum habe ich dich im Sacke hierher genommen in meines Vaters Stall."

„Ach bind doch den Sack wieder auf!" bat der Graf. „Willst du mich auch in dein Schloß nehmen und nie mehr von mir lassen?" fragte das schöne Kathrinchen; und als ihm der Graf das versprochen hatte, band es die Schnur auf, und der Graf sprang heraus, und sie gingen sogleich wieder in das Schloß zurück. Dort lebten sie beide noch lange Jahre in Glück und in Frieden, und wenn sie nicht gestorben sind, da leben sie heute noch.



11. Seppi und die wandelnden Laternchen.

(Aus Malta.)

Also, Seppi war sehr einfältig und fast so unbeholfen, wie ein Kind. Einmal hatte seine Mutter besonders schöne, große Kohlköpfe. Seppi fragte: „Mutter, wozu sind diese Kohlköpfe angepflanzt?" „Kind, das Kraut ist für das Fleisch bestimmt! Auf jeden Kopf kommt ein Stückchen Fleisch!" „Gesalzenes Fleisch?" „Ja, aus dem Pökeltopfe!"

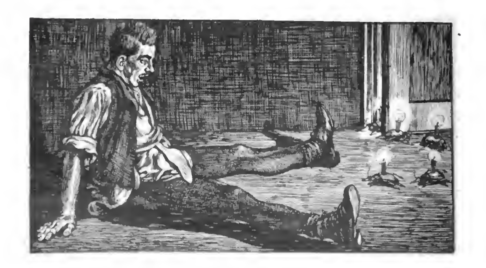
Seppi nahm nun die eingesalzenen Fleischstücke in Abwesenheit seiner Mutter aus dem Pökeltopfe und schnitt sie klein; dann legte er auf jeden Kohlkopf im Felde ein Stückchen Fleisch. Die Hunde aber kamen alsbald herbei und fraßen das Fleisch. Die Mutter sah den

leeren Topf und rief: „Was hast du getan?“ „Mutter, du sagtest doch: auf jeden Kohlkopf komme ein Stückchen Fleisch! Nicht?“ Die Mutter prügelte ihn darauf tüchtig durch.

Gleich nachher sandte eine Dame ihre Dienerin zu Seppis Mutter und ließ fragen, ob Seppi nicht für sie einen Botengang in die Umgegend tun wolle. Seppi sagte zu und ging zu der Dame. Diese gab ihm nun ein Körbchen mit kleinen Pastetchen und bat ihn, sie einer Freundin zu überbringen, die sich schon lange auf die Pastetchen gefreut habe. Seppi ging gern hin: um nämlich von seiner Mutter fortzukommen. Kaum war er außerhalb des Dorfes, so packte ihn die Neugier, einmal nachzusehen, was für Bissen sich eigentlich im Korbe verborgen hielten; und er öffnete den Deckel. Oben lag ein Zettel; die Pastetchen waren in eine Serviette eingeschlagen. Da sprach Seppi zu sich: „Esse ich ein Pastetchen, so weiß es keine Seele!“ Darum aß er eins und ging weiter. Aber sein Magen ließ ihm keine Ruhe, und er mußte nochmals so einen guten Bissen verzehren. Zuletzt setzte er sich nieder und untersuchte den Inhalt des Körbchens ganz genau; das endigte damit, daß er die guten, schönen Pastetchen sämtlich aufaß. Im Körbchen blieben nur die Serviette und der Zettel. Beides übergab er der Freundin seiner Auftraggeberin und sagte: „Alles im Körbchen ist für dich!“ Die Frau fand nichts, wunderte sich sehr, sagte aber nichts weiter, sondern gab dem Seppi bloß einen Zettel mit für ihre Freundin, auch schenkte sie ihm einen Soldo.

Seppi ging nun fort. Die Dame las den Zettel und fragte: „Seppi, wo sind die Pastetchen?“ „Sinjura! Ich muß dir sagen, daß keine Frau so gute Pastetchen zu machen versteht, wie du! Ich habe nie so gute Bissen gegessen!“ Die Dame schalt jetzt tüchtig; Seppi aber antwortete: „Sinjura, ich roch den schönen Duft und aß eine! Die blieb mir aber in meinem hohlen Zahne stecken; sie war so winzig! Dann aß ich eine andere, und auch diese blieb irgendwo. Das dritte Pastetchen legte sich vor den Eingang des Magens, und ich mußte ein viertes essen, um den gefährlichen Ballen hinunter zu befördern! Aber, — weil sie sich dann im Magen festlegten und nur durch Drücken von oben entfernt werden konnten, so mußte ich alle essen, um nicht zu erkranken! Gericht über die Teufel! So war es!“

Seppi hatte also die Gewohnheit, den Namen des Teufels schroff zu nennen. Darum beschlossen denn auch die Männer des Dorfes, ihm Angst einzujagen. Sie suchten eine Anzahl der größten Roßkäfer zusammen und klebten ihnen kleine Wachskerzchen auf ihre harten Rückenschalen. Als es Nacht geworden war, schlichen sich die Männer an die offene Umzäunung der Wohnung Seppis und ließen die angezündeten Kerzchen — d. h. die Roßkäfer — unter der Tür, die nicht ganz bis zum Boden reichte, hineinwandern. Die Käfer hatten Angst und fühlten die Kerzen als große Last. Seppi sah sie kommen und sah, wie sie hin- und herliefen, ohne Ruhe finden zu können. Er sah aber natürlich nur die Lichter und dachte, es wären Teufel, die ihn abholen wollten, weil er sie so oft beim Namen rief! Er schrie und weinte: „Nein, sicher rufe ich euch nicht wieder! Sicher spreche ich den Namen Teufel nie mehr aus! Geht, geht! Ich rufe euch nicht mehr! Ach, meine Seele, wie bist du gequält!" Den Männern wollten die Muskeln zerspringen, so sehr lachten sie! Seppi aber sagte fortan nie wieder: „Gericht über die Teufel!"



12. Der geizige Kaufmann, der Gastwirt und der Kapuziner.

(Aus Malta.)

Es war einmal ein sehr reicher, aber sehr geiziger Kaufmann. In seinem Hause ging es so sparsam zu, daß er täglich eine Sardelle an die Decke nagelte, nach welcher die ganze Familie mit Brot warf, um auf diese Weise wenigstens den Geruch der Sardelle genießen zu können, — essen durfte aber niemand die Sardelle, da das zu teuer gewesen wäre! Zum Nachbarn hatte der Geizige einen Gastwirt, der sehr reichlich und gut kochte; denn das konnte die Kaufmannsfamilie wahrnehmen, da sehr oft ein gar köstlicher Geruch aus der Küche des Gastwirts kam! Sooft es nun beim Gastwirt gut roch, so oft unterließ der Geizige die Sardelle zu kaufen. Einst sagte er zu einem Bekannten, daß er vollauf satt sei, wenn er jenen guten Geruch genießen und dazu sein trockenes Brot verzehren könne. Dieser Bekannte aber war ein Spaßvogel, und flugs suchte er den Gastwirt auf und erzählte ihm die Sache. Kaum war es Neujahr, so sandte der Gastwirt dem Kaufmann eine lange, kostspielige Rechnung! Der Geizhals aber kam zu ihm und rief: „Ich habe nie einen Bissen von dir geholt!" „Aber durch den Geruch meines Essens hast du dich beständig gesättigt!" „Aber dadurch erlittest du keine Schädigung!" „Ich will aber meine Rechnung bezahlt haben!" Da ging ein jeder hin und stellte Klage.

Der Richter war ein vernünftiger Mann, und sein Urteil lautete: „Du bist durch den Geruch satt geworden, und der Gastwirt wird durch das einfache Klingenlassen der Goldstücke bezahlt!" Da ließ der Geizhals ein paar Goldstücke klirren, und jeder ging seiner Arbeit nach.

Nun liebte der Gastwirt aber die Tochter des Geizhalses; doch der Vater hatte ihm kurzweg seine Bitte abgeschlagen und ihn hinausgejagt, denn er fürchtete sich sehr davor, Mitgift zahlen zu müssen, und konnte jenen Mann am allerwenigsten leiden. Die Mutter aber hätte ihre schöne Tochter sehr gerne verheiratet, da sie das arme Mädchen aus der allgemeinen Hungersnot befreien wollte, die im Hause herrschte.

Eines Tages sprach der Alte: „Ich werde zwei Tage ausbleiben, da ich wichtige Geschäfte zu erledigen habe. Seid nicht verschwenderisch während meiner Abwesenheit und begnügt euch ja mit der einfachen, täglichen Kost!“ Dann nagelte er die Sardelle an die Decke und ging fort. Kaum hatte er die untere Tür hinter sich abgeschlossen, als die Mutter sich mit der Tochter beriet und sagte: „Tochter, wie wäre es, wenn wir ein reiches, kräftiges Mahl anrichteten und deinen Bewerber einlüden? Wäre es nicht schön, wenn wir uns einmal nach Herzenslust satt essen könnten?“ Die Tochter war damit einverstanden, und nun begannen sie die Vorbereitungen für ein reiches Mahl. Es gab Makkaroni, Reis, Lendenbraten und noch viele gute Sachen, die man sonst nur an Festtagen genießt. Als all die Kocherei fertig war, holten sie den Gastwirt und setzten sich zu Tische. Kaum aber ergriffen sie Messer und Gabel, als es unten an der Haustür kräftig klopfte. Sie erschraken und dachten, der Geizhals wäre zurückgekommen. Es war indes nur ein Kapuzinerpater, der aber in Wirklichkeit gar keiner war, sondern ein verkleideter Räuber, und der mit der Absicht kam, den als ungemein reich bekannten Geizhals auszurauben. Flehentlich rief er: „Ach, Herrschaften, die Nacht wird mich bald überraschen, und ich habe keine Stelle, wo ich mich hinlegen und ruhen könnte! Nehmt mich doch im Namen Gottes und seiner Heiligen für diese Nacht auf! Es soll euch allen ein Nutzen sein!“ Da rief die Mutter: „Guter, armer Pater, — natürlich verbringst du diese Nacht mit uns; auch am Mahle sollst du teilnehmen und dich sättigen!“ Also setzten sie sich an den Tisch und wollten anfangen zu essen; plötzlich klopfte es unten so heftig und ungestüm, daß die Frau sofort blaß wurde und rief: „Das ist mein Mann! Ach, ach! Wie fang' ich es an, all diese Teller und Schüsseln zu verbergen? Er wird mich töten, — der Geizkragen! Und was stell' ich mit dem Gastwirt an? O Himmel, hilf!“

Da begann der Mönch: „Willst du, daß ich für dich handle? Ich bin wohlerfahren und sehe auch, daß du eine gutherzige Frau bist! Geh und öffne! Hab keine Sorge!“ Da ging sie hinunter zu öffnen, und der Geizhals lief die Treppe hinauf. Unterdes hatte der Mönch die vollen Platten in der Weise versteckt, daß er eine unter den Kleiderschrank, die andere unter eine Bank, die dritte unter das Sofa

und die vierte unter das Bett geschoben hatte. Als nun der Geizhals die Tür öffnete, sagte der Mönch zum Gastwirt, dem er eine alte Kutte übergeworfen: „Laienbruder, bring' mir den Bettelsack auf deiner Schulter ins Kloster und sage dort, daß ich nicht imstande gewesen sei, die ganze Strecke abzugehen; ich hätte deshalb von einer frommen Familie Nachtquartier erbeten. Nun geh, und der heilige Franziskus begleite deine Schritte!" Der Gastwirt war froh, hinausschlüpfen zu können, und zog rasch ab. Der Geizige zürnte seiner Frau nicht, daß sie den Pater aufgenommen hatte. Dadurch ließ sich ja eine Gabe ersparen. Aber dann begann er zu schnüffeln und sagte: „Was hier für ein feiner Duft ist! Gerade wie von gebackenem Reis! Nein, wie Makkaroni und Lendenbraten!" Dabei schaute er den Mönch an; dieser aber rief salbungsvoll und feierlich: „Der Segen des heiligen Franziskus macht sich bemerkbar! Seine Gnade ist groß und ebenso seine Macht! Mann, hast du keinen Wunsch? Sieh, ich bin ein begnadeter Mensch, und dieses Büchlein hier erfüllt alle meine Wünsche, — besonders was Essen betrifft! Wähle!" Da freute sich der Geizige und rief: „Ich wünsche eine Platte mit Reis!" Der Mönch sprach allerlei; es klang wie ein arabischer Hokuspokus; dabei wendete er die mit seltsamen Schriftzügen bedeckten Blätter um, und dann begann er seinen Spruch wieder von vorn. Zuletzt rief er: „Deine Bitte ist dir gewährt! Strecke deine Hand unter die Bank und ziehe, — der Reis wird sogar heiß sein!" Ungläubig folgte der Mann, faßte aber wirklich einen heißen Gegenstand mit der Hand, und siehe: es war schöner, knusprig gebackener Reis! Seine Freude war groß und wurde noch größer, als ihn der Mönch bedeutete, daß er sich noch mehr Sachen wünschen dürfe, — nicht bloß Reis! Und er fragte ihn sogar, ob er etwa Makkaroni oder Lendenbraten wünsche; ja, er bat ihn dringlich, sich diese Leckerbissen zu wünschen! Da der Geizhals hiermit einverstanden war, so begann der Mönch wieder, seine Zauberformeln aus dem Büchlein vorzulesen, und gleich darauf konnte der Geizhals alle diese schönen, duftenden Sachen herbeiholen! Er lobte und pries den heiligen Franziskus und das Werkzeug seiner Gnade, den Mönch. Sie labten sich nun an den seltenen Bissen, und als der Mönch dann aufbrach, fragte der Geizhals, ob es ihm nicht möglich wäre, ihm das wertvolle, wundertätige Büchlein zu übergeben. Der Mönch sträubte sich anfangs; dann antwortete er: „Ich kann das

Büchlein hergeben, — doch nur dann, wenn ich dem Kloster einen annehmbaren Ersatz dafür bringe!" „Worin soll dieser bestehen?" „Ach, die Truhe hier wäre ganz gut dafür geeignet!" „Diese Truhe? Samt dem Inhalte?" „Ja! Nicht ausgeleert!" „Gut! Nimm die Truhe und gib mir das Büchlein und unterweise mich, wie es anzuwenden ist!" Da zeigte ihm der Mönch, wie man die fremden Zeichen lesen müsse und wie die Blätter umzuwenden seien; dann sagte er allen Lebewohl, ließ die Truhe von zwei Männern hinunterbringen, — und niemand hat ihn je wieder gesehen!

Den nächsten Tag frohlockte der Geizhals und sprach: „Es ist wahr, daß mir der Mönch samt der Truhe eine Summe Gold abgenommen hat; aber wenn ich bedenke, daß ich von nun an keine Sardelle und überhaupt nichts mehr zu kaufen brauche, so segne ich die Truhe und den Mönch! Jetzt werde ich schnell meinen Hokuspokus aufsagen!" Damit stellte er sich in die Mitte des Zimmers und fing mit seinem Zauber an; dabei wendete er fleißig die Blätter um, und als es ihm genug dünkte, rief er: „Nun möchte ich ein gebratenes Lamm!" Dann ging er auf den Kleiderschrank zu und langte voller Spannung darunter. Wirklich fanden die tastenden Hände etwas; als er es aber ans Licht zog, waren es zwei alte, zerrissene schmutzige Strümpfe, die seine Frau einmal versteckt hatte, um sich Prügel zu ersparen! Da ärgerte er sich ein klein wenig, murmelte aber vor sich hin, daß er wahrscheinlich den richtigen Platz verfehlt; und wieder begann er, seine Formel aufzusagen, und jetzt griff er unter das Bett. Diesmal aber erwischte er etwas, woran ein Henkel war, — folglich mußte es eine mit Ragout gefüllte Terrine sein; es war auch ein Topf, nur war er alt und zerbrochen und nicht mit Ragout gefüllt.

Frau und Tochter warteten das Ergebnis des Suchens nicht weiter ab, sondern begaben sich ins Nebenzimmer und schlossen sich ein. Jetzt sah der Alte natürlich ein, daß man ihm einen argen Streich gespielt, und er begann laut zu jammern, zu fluchen und sich die Haare auszuraufen. Aber die Truhe kam nicht wieder!

Da der Alte sich so unglücklich gebärdete, kam auch der Gastwirt öfters, und der Geizhals mochte ihn schon ein bißchen besser leiden; und da jener ihm öfters einen guten Bissen mitbrachte, so war er schon nicht mehr ganz abgeneigt, ihn zum Schwiegersohn anzunehmen. Nur der

Gedanke war ihm störend, daß der Gastwirt vielleicht ein verschwenderischer, nicht an Sparsamkeit gewöhnter Mensch sein könnte. Aber der Gastwirt nahm ihm alle Zweifel, und zwar machte er es ganz geschickt: der Alte hatte nämlich anstatt einer Lampe ein irdenes, kleines Töpfchen, eines von den Dingerchen, die von den Kleinen als Spielzeug benutzt werden, und darin brannte ein kleiner, winziger Docht mit ein klein wenig Öl, das kaum einen Fingerhut gefüllt hätte.

Eines Abends besuchte der Gastwirt die Familie, und als er das trübe, unscheinbare Lichtnäpfchen sah, sprach er: „Ja, jetzt glaube ich, daß du nicht auf einen grünen Zweig kommen kannst! Du bist ein Verschwender!" Der Alte erstaunte und fragte, wie er zu dieser Behauptung käme. Der Wirt versetzte trocken: „Ja, du brennst des Abends ein Licht und trägst deine Kleider ab!" Da wurde der Alte aufmerksam und rief: „Brennst du denn kein Licht? Ich dachte übrigens immer, ich hätte ein sehr sparsames Licht. Und warum soll ich diese Kleider hier schonen? Alt sind sie und schadhaft, aber unbekleidet kann ich mich nicht sehen lassen!" Da versetzte der schlaue Wirt: „Alt sind deine Kleider und schäbig, — das ist wahr; aber sparen könntest du doch! Siehst du, ich mache es auf diese Weise: das Licht darf bei mir nie und nimmer brennen, es leuchtete sonst zu hell, und ich könnte dann meine Kleider nicht sparen; ich streife nämlich — wenn wir im Dunkeln sitzen — mein Gewand ab und setze mich darauf, und so werden die Hosen geschont! Und du bist ein Verschwender!" Der Alte fand den Vorwurf gerecht, löschte das kleine Glühwürmchen aus, machte sofort Gebrauch von jener Kleiderordnung, und dann versprach er dem Gastwirt, ihm seine Tochter zur Frau zu geben, da er unmöglich einen besseren und weiseren Schwiegersohn finden könnte! Zugleich übergab er ihm all sein Hab und Gut, und zwar unter der Bedingung, daß er für dessen Anwachsen Sorge trüge. Der Gastwirt versprach alles, und die Hochzeit wurde auf einen bestimmten Tag festgesetzt.

Unterdessen kaufte der Bräutigam ein prächtiges Haus, stattete es aus und richtete ein kostspieliges Gelage her, wozu er natürlich den Schwiegervater einlud. Als dieser hinkam und all die Pracht sah, krampfte sich sein Herz vor Enttäuschung zusammen, und er fiel um und war tot. Die Mutter verblieb bei den jungen Leuten, und sie lebten glücklich bis an ihr Ende.

13. Vom Breitöpfchen.

(Aus Belgien; vlämisch.)

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wußten eines Abends nicht, was sie essen sollten. Endlich sprach der Mann: „Frau, laß uns Brei essen.“ — „Nein“, sprach die Frau, „dann müßte ich morgen das Breitöpfchen spülen, und das tue ich nicht.“ — „Ich tue das auch nicht“, sprach der Mann, und da zankten sie sich, wer das Breitöpfchen spülen müßte; endlich kamen sie überein: der sollte es spülen, der zuerst sprechen würde.

Da aßen sie den Brei und gingen schlafen, und am andern Morgen sprach keiner von ihnen vom Aufstehen. Es wurde sieben Uhr, acht Uhr und gar zwölf Uhr, und sie lagen alle zwei noch immer im Bett. Die Nachbarn fanden das wunderlich und sprachen untereinander: „Es sind gewiß Räuber gekommen und haben die zwei ermordet“, und sie brachen die Tür auf und kamen in die Schlafkammer und riefen, sie sollten doch aufstehen, aber sie kriegten keine Antwort. Da sagte einer der Nachbarn: „Wart, wir wollen den Pastor holen, dann können sie beichten.“ Der Pastor kam, aber die zwei wollten nicht beichten, waren still wie die Mäuschen. Da ging der Pastor nach Haus, und die zwei blieben liegen bis zum Abend und sprachen kein Sterbenswörtchen. Da kam der Pastor wieder und fragte: „Haben sie noch nichts gesprochen?“ — „Nein“, erwiderten die Nachbarn. „Dann bleibet hier und pfleget sie!“ sprach der Pastor. „Ja, wer soll uns aber dafür bezahlen?“ fragten die Nachbarn, und der Pastor antwortete: „Ihr werdet schon bezahlt werden; da hängt noch ein guter Weibermantel an der Wand, nehmt den und macht euch bezahlt.“ Da schoß das Weib in Wut und schrie: „Was, Ihr wollt meinen Mantel nehmen? Nehmt was Euer ist, aber lasset anderen Leuten ihre Sachen.“ — „Aha“, sprach der Mann, „nun geh und spüle das Breitöpfchen“, und so mußte das Weib das Breitöpfchen spülen.



14. Der Gang zur Apotheke.

(Aus Deutschland.)

Es wurde einmal ein Knabe in die Apotheke geschickt, um ein „Nichts im Wasserl" zu holen. Er fürchtete den Namen der Arznei zu vergessen und sagte daher auf dem Wege immer vor sich hin: „Nichts im Wasserl, — nichts im Wasserl."

Einige Fischer, die am Wege saßen und seine Worte hörten, wurden darob überaus zornig, gaben ihm eine gute Zahl Ohrfeigen und sagten, er müsse nicht sagen: „Nichts im Wasserl", sondern: „Einen nach dem andern."

Der Bube merkte sich das, absonderlich wegen der Ohrfeigen, und sagte nun immerfort: „Einen nach dem andern, — einen nach dem andern." Bald kam er an einem Haufen Leute vorbei, die zusahen, wie einer gehängt wurde. Er ließ sich nicht irremachen und wiederholte fleißig sein: „Einen nach dem andern." Als die Leute das hörten, wurden sie zornig, verwiesen ihm seinen Mutwillen und sagten: „Du mußt sagen: Gott tröste die arme Seel'!"

Der Bube ließ sich nicht zweimal warnen und sagte in einem fort: „Gott tröste die arme Seel', — Gott tröste die arme Seel'!" Mit diesen Worten ging er seines Weges, und es begegnete ihm bald ein Schinder mit einem krepierten Rosse. Dieser ward zornig über den Buben seiner gottlosen Rede wegen und prügelte ihn tüchtig durch.

Dann gab er ihm Weis' und Lehre und sagte: „Du mußt sagen: Das Sauleder stinkt." Der Bube merkte sich die Worte fleißig, absonderlich wegen der Prügel, und sagte nun immerfort: „Das Sauleder stinkt, — das Sauleder stinkt." Da kam des Weges ein Herr mit einer schönen Frau am Arme, und als der die Worte des Buben hörte, ward er krebsrot vor Zorn, wichste ihm mit seinem Stocke ein paar Ordentliche auf und gab ihm dann neue Weis' und Lehr', indem er sagte: „Du mußt sagen: Dieses ist ein schönes Ding."

Der Bube merkte sich die Worte fleißig, absonderlich wegen der Streiche, und sagte immerfort: „Dieses ist ein schönes Ding, — dieses ist ein schönes Ding." Sein Weg führte ihn an einem Schusterhaus vorbei, an dessen Fenster der Meister gerade Schuhe nagelte. Wie dieser

den vorbeigehenden Buben ein- um das anderemal sagen hörte: „Dieses ist ein schönes Ding", ward er neugierig und schaute zum Fenster hinaus. Da er nun aber die Augen anderswo als bei der Arbeit hatte, so schlug er sich einen Nagel in den Finger. Deshalb wurde er über den armen Buben zornig, lief hinaus und walkte ihn gehörig durch.

Der Bube getraute sich nun nimmer zu sagen: „Das ist ein schönes Ding", und weil ihn der Schuster auch nichts anderes dafür gelehrt hatte, so hatte er gar nichts mehr zu sagen, und er wußte nicht, was er in der Apotheke verlangen sollte. Er kehrte also um und rannte spornstreichs zu Vater und Mutter zurück. Diese verlangten natürlich die Arznei von ihm, und weil er keine mitgebracht hatte, so ging die Musik aufs neue los, und der Bube bekam Schläge, daß sich ein Stein über ihn hätte erbarmen mögen. Diesen Gang zur Apotheke hat er sein Lebtag nicht vergessen.

15. Vom Höfling, der den heißen Eierrahm aß.

(Aus England.)

Ein Kaufmann und ein Höfling saßen zusammen beim Mittagessen, wobei es einen heißen Eierrahm gab. Der Höfling nahm davon ein gut Teil in den Mund, die Speise war aber so heiß, daß ihm dabei die Tränen kamen. Der Kaufmann sah ihn an, meinte, daß er weine, und fragte ihn nach der Ursache. Doch der Höfling wollte nicht merken lassen, daß er sich mit dem heißen Eierrahm den Mund verbrannt hatte, und antwortete darum: „Herr, ich hatte einst einen Bruder, der beging ein Verbrechen und wurde dafür gehängt, ich dachte soeben an seinen Tod, und das machte mich weinen." Der Kaufmann glaubte dem Höfling. Danach wollte er auch von dem Eierrahm essen, nahm einen Löffel voll in den Mund und verbrannte sich ebenfalls, daß ihm das Wasser in die Augen stieg. Der Höfling bemerkte es und fragte den Kaufmann: „Herr, warum weinet Ihr jetzt?" — Da nun der Kaufmann sah, wie er getäuscht worden war, sagte er: „Wahrlich, ich weine darum, daß du nicht auch gehängt wurdest, als man deinen Bruder hängte."

16. Die drei lispelnden Schwestern.

(Aus Deutschland.)

Eine Mutter hatte drei Töchter, die waren wunderschön von Angesicht, aber sie hatten alle drei den häßlichen Fehler, daß sie lispelten. Sie konnten kein Wort richtig aussprechen. Und deshalb kriegten sie auch keinen Mann; denn jeder, der um sie anhalten wollte, erschrak vor der kauderwelschen Sprache.

Zuletzt meldete sich ein steinreicher Freiersmann und ließ sagen, daß er wohl Lust habe, eine der Töchter zur Frau zu nehmen. Er wolle bald mal hinkommen und sehen, welche ihm am besten gefiele. Da sagte die Mutter zu den dreien: „Nun gebt wohl acht! Wenn der Freier da ist, so müßt ihr ganz still sein und euch um nichts kümmern als um euer Spinnrad und ja kein Wörtlein reden!“ — Ja, das wollten sie tun, versicherten sie; darauf könne sich die Mutter verlassen.

Als nun der Freier kam und seinen Besuch machte, saßen die drei Töchter und spannen und schwiegen still. Die Mutter aber ergriff das Wort, hieß ihn freundlich willkommen und fing an, ihm die Tugenden jeder einzelnen anzupreisen. Plötzlich lief eine Spinne über den Fußboden und gerade auf die älteste zu. „Hu!“ rief die: „Da itt 'ne Pinne!“ Die zweite aber legte den Finger auf den Mund und sagte ärgerlich: „'Ei doch 'tille!“ Die dritte klatschte in die Hände und rief: „Bin 'tille gefiegen, werd 'en Manne kriegen!“

Da wußte der Freier genug. Schnell griff er nach dem Hute und hat sich nicht wieder blicken lassen.

17. Das kluge Mädchen.

(Aus Deutschland.)

Es war einmal ein Bürger, der hatte drei Töchter, die alle alt genug waren für den heiligen Ehestand. Der Vater wußte aber nicht, welche er zuerst ausstatten sollte, denn sie hatten alle drei Werber. Da rief er sie alle zusammen und sprach: „Wohlan, liebe Töchter, ich will euch allen dreien zugleich Wasser geben, und ihr sollt euch miteinander die Hände waschen, und welcher die Hände zuerst trocken werden, die soll zuerst einen Mann haben.“ Der Vater

goß also den dreien Wasser über die Hände: die wuschen sie sich und ließen sie von selber wieder trocken werden; nur die jüngste Tochter wehte mit den Händen hin und her und rief fortwährend: „Ich will keinen Mann! Ich will keinen Mann!" und von diesem Wehen wurden ihr die Hände zuerst trocken, und wurde ihr zuerst ein Mann zuteil; die beiden älteren aber mußten noch warten.

18. Wer war der Vater der Kinder Noahs?

(Aus Deutschland.)

Ein Rektor fragte einmal einen Schulmeister, ob er auch wisse, wer der Vater der Kinder Noahs: Sems, Hams und Japhets gewesen sei. — Diese Frage setzte den Schulmeister sehr in Verlegenheit, denn er hatte noch nie darüber nachgedacht; darum bat er den Rektor, ihm für die Beantwortung einen Tag Zeit zu lassen. Als er nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Der Kuckuck weiß, was unseren Rektor juckt. Er fragte mich nämlich, ob ich auch wisse, wer der Vater der Kinder Noahs: Sems, Hams und Japhets gewesen ist." Als die Frau das hörte, sagte sie zu ihrem Manne: „Du bist doch gar zu dumm, lieber Mann. Ich will dich aber drauf bringen. Unser Mühlmeister Mehlwurm hat drei Söhne; der erste heißt Drickes, der zweite heißt Kobes, und der dritte heißt Neres. Wer ist nun der Vater von Mühlmeister Mehlwurms Kindern: dem Drickes, dem Kobes und dem Neres? Nicht wahr, Mühlmeister Mehlwurm?" — „Ganz recht, Mühlmeister Mehlwurm", sagte der Schulmeister. — Am anderen Tage kam der Schulmeister zum Rektor und sagte: „Herr Rektor, ich hab's. Ich weiß jetzt, wer der Vater der Kinder Noahs: Sems, Hams und Japhets gewesen ist." — „Nun, Herr Magister, wer denn?" — „Unser Mühlmeister Mehlwurm."





Dähnhardt, Schwänke. Zu Seite 33.

19. Die Alte und die Narren.

(Aus England.)

1. Der Erdenrock.

Es war einmal eine weise Frau, von der erzählten sich die Leute, daß sie eine Hexe sei, aber wer es sagte, der sprach nur ganz leise, damit sie es nicht höre und ihm keinen Schaden antue. Und doch war mancher nicht ganz sicher, ob sie eine wirkliche Hexe sei, denn sie hatte noch niemand ein Leids getan, wie es der Hexen Art ist. Sie wußte aber, was für Krankheiten die Leute befielen und wie man sie mit Kräutern heilte. Sie konnte wundersame Tränklein mischen, die im Augenblick den Schmerz vertrieben, sie konnte guten Rat geben, wenn die Kühe krank wurden, oder wenn Menschen in Not gerieten. Auch sagte sie den Mädchen, ob ihnen ihr Liebster treu bleiben würde. Allein wenn man sie zuviel fragte, so konnte sie sehr böse werden, und ganz besonders konnte sie keinen Narren leiden. Es kamen wohl welche zu ihr, die närrisches Zeug fragten, doch denen gab sie selten guten Rat.

Eines Tages saß sie vor ihrer Tür und schälte Kartoffeln. Da kam ein langer Bursch den Weg herauf, der hatte eine große Nase und Glotzaugen; die Hände hatte er in den Taschen.

„Das ist aber ein gehöriger Narr mit 'nem rechten Narrengesicht", sprach die weise Frau für sich, nickte und warf eine Kartoffelschale über ihre linke Schulter, um Unglück zu verhüten.

„'N Abend, Frau", sagte der Narr. „Ich bin hergekommen, um Euch zu sehen."

„Das seh ich", gab die Alte zurück. „Wie geht's deiner Sippschaft?"

„Ganz gut, nur sagen sie, ich sei ein Narr."

„Bist du auch", nickte sie und warf eine schlechte Kartoffel weg. „Seh ich selber!"

„Aber was willst du von mir? Ich verkaufe keinen Verstand."

„Na höre nur", rief er. „Meine Mutter meint, ich würde nie klüger werden, doch die Leute sagen, du kannst alles. So lehr mich denn ein bißchen, damit sie mich daheim für gescheit halten."

„Oho! du bist ein größerer Narr noch, als ich glaubte. Nein! Dich kann ich nichts lehren, mein Söhnchen. Aber ich will dir was

sagen: du wirst dein Leben lang ein Narr bleiben, bis du den Erdenrock anziehst, dann weißt du mehr als ich."

„Wie, Frau, was für ein Rock ist das?"

„Das geht mich nichts an", antwortete sie. „Das wirst du selbst erfahren."

Damit nahm sie ihre Kartoffeln und ging ins Haus hinein. Der Narr nahm seine Mütze ab und kratzte sich hinterm Ohr.

„Das ist ein seltsamer Rock, den ich da suchen muß. Wahrhaftig!" sagte er. „Ich habe noch nie von einem Erdenrock gehört, aber schließlich bin ich auch ein Narr."

Er ging seines Weges, bis er an einen Abflußgraben kam. In dem war nur ein kleines bißchen Wasser und sehr viel Schlamm.

„Hier gibt's Dreck!" sagte der Narr hocherfreut, und er stieg hinein und wälzte sich patschend darin herum. „Hmm — m!" machte er, denn er hatte den Mund voll, „jetzt habe ich gewiß einen Erdenrock. Nun geh ich nach Hause und sage meiner Mutter, daß ich gescheit geworden und kein Narr mehr bin."

Also ging er nach Hause. Unterwegs kam er an eine Hütte, da stand ein Mädchen in der Tür.

„Guten Morgen, Narr!" rief sie. „Hat man dich in den Pferdeteich getaucht?"

„Du bist selber ein Narr!" gab er zurück. „Die weise Frau hat gesagt, daß ich mehr weiß als sie, wenn ich den Erdenrock anhabe, und den habe ich jetzt. Soll ich dich heiraten, Mädel?"

„Ja", sagte sie, denn sie meinte, sie würde ganz gern einen Narren haben.

„Und wann denn?"

„Ich werde dich holen, wenn ich's meiner Mutter gesagt habe", schenkte ihr seinen Heckpfennig und ging weiter.

Als er heimkam, stand seine Mutter auf der Schwelle.

„Mutter, ich hab einen Erdenrock!" sagte er.

„Dreckrock!" schalt sie. „Und was soll das heißen?"

„Die weise Frau sagt, mit dem Erdenrock weiß ich mehr als sie. — Also ich — 'rein in den Graben und hol mir einen, und nun bin ich kein Narr mehr!"

„Schön!" sagte die Mutter, „dann kannst du dir ja eine Frau suchen."

„Ja", antwortete er. „Ich will die und die heiraten."

„Was? Das Mädchen?! Auf keinen Fall. Das ist ein Balg, das weder Kuh noch Kohl besitzt."

„Ich habe ihr aber meinen Glückspfennig geschenkt!"

„Dann bist du ein größerer Narr als je, trotz deines Erdenrockes", zürnte die Mutter und warf ihm die Tür vor der Nase zu.

„Zum Teufel!" sagte der Narr. „So hab ich wahrhaftig noch nicht den rechten Erdenrock gefunden."

Damit ging er auf die Landstraße zurück, setzte sich an das nahe Flußufer und schaute in das Wasser, das kühl und hell dahinfloß. Allmählich schlief er ein, und ehe er es gewahr wurde, fiel er — klatsch! in den Fluß.

Als er herausgepaddelt war, sah er aus wie eine gebadete Maus.

„O weh! o weh!" jammerte er. „Es wäre das gescheiteste, ich ginge in die Sonne zum Trocknen."

Also ging er auf die Landstraße, legte sich in den Staub und kollerte umher, damit die Sonne ihn von allen Seiten bescheinen könne. Als er wieder in die Höhe kam und sich beschaute, merkte er, daß der Staub sich zu einer Kruste verhärtet hatte; die bedeckte seine nassen Kleider, so daß man auch nicht einen Zoll breit mehr davon sehen konnte.

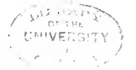
„Hi! hi!" lachte er. „Da ist ja ein Erdenrock fertig, und ein schöner dazu! Da guck' einer, was für ein gescheiter Kerl ich diesmal bin. Was ich brauchte, hab ich gefunden, ohne es zu suchen. Huije! Ist das ein schönes Gefühl so schlau zu sein!"

Und er setzte sich hin, kratzte sich hinterm Ohr und dachte über seine Schlauheit nach. Plötzlich kam ein Junker in vollem Galopp um die Ecke geritten, als ob der Teufel hinter ihm her wär', und der Narr mußte tüchtig springen, wiewohl der Junker sein Pferd zügelte.

„Was zum Kuckuck! soll das heißen", rief dieser, „daß Ihr so mitten auf der Straße liegt?"

„Ja, Herr", antwortete der Narr, „ich fiel ins Wasser und wurde naß. Darum legte ich mich in den Weg, um zu trocknen. Ich legte mich als Narr hin und stand als Weiser auf."

„Wieso?" fragte der Junker.



Da erzählte ihm der Narr alles von der weisen Frau und dem Erdenrock.

„Ha! ha!“ lachte der Junker. „Wer hat je gehört, daß ein Weiser sich mitten auf die Straße legt, daß man ihn überreitet? Glaube mir, Bursche, du bist ein noch größerer Narr als zuvor!“

Lachend ritt er davon.

„Zum Teufel!“ sagte der Narr und kratzte sich hinterm Ohr. „Ich habe also noch nicht den richtigen Erdenrock.“

Und er hustete und spuckte in der Staubwolke, die des Junkers Pferd aufgewirbelt hatte.

Traurigen Sinnes ging er weiter, bis er an ein Wirtshaus gelangte. Der Wirt stand rauchend vor der Tür und sagte: „Nun, Narr, du bist ja schön schmutzig.“

„Ja! Schmutz außen und Staub innen! Aber es ist noch nicht das Richtige.“ Und er erzählte dem Wirt alles von der weisen Frau und dem Erdenrock.

„Hm! hm!“ sagte der Wirt zwinkernd. „Ich weiß, was dir fehlt. Außen hast du die Schmutzhaut, und innen ist alles trockener Staub. Du mußt ihn mit einem guten Trunk anfeuchten, Bursche. Dann wirst du einen ganzen und richtigen Erdenrock haben.“

„Hi! hi!“ lachte der Narr. „Das ist ein Wort.“

Also setzte er sich hin und fing an zu trinken, aber es war seltsam, wieviel Flüssigkeit der Staub brauchte, um angefeuchtet zu werden. Und immer, wenn er den Krug geleert hatte, fühlte er sich noch trocken; zuletzt wurde er sehr lustig und zufrieden mit sich selber.

„Hi! hi!“ lachte er. „Jetzt habe ich einen richtigen Erdenrock, außen und innen. Das ist aber ein Unterschied! Ei gewiß! Ich fühle mich jetzt als ein anderer Mann! So schlau!“

Und er erzählte dem Wirt, daß er jetzt ganz sicher ein Weiser wäre, wenn er auch nicht allzudeutlich sprechen könne, nachdem er so viel getrunken habe. Danach stand er auf und bedachte sich, er wolle nun heimgehen und seiner Mutter sagen, daß sie keinen Narren mehr als Sohn habe.

Aber gerade, als er versuchte, durch die Wirtshaustür zu gelangen, die kaum so lange stillstehen wollte, bis er sie gefunden hatte, — da kam der Wirt und packte ihn beim Kragen:

„Höre, Freundchen! Du hast noch nicht bezahlt! Wo ist dein Geld?"

„Ich hab keins", sagte der Narr und zog seine Taschen heraus, um zu zeigen, daß sie leer waren.

„Was?" rief der Wirt und fing an zu fluchen, „du hast all meinen Branntwein getrunken und hast nun nichts, um ihn zu bezahlen?"

„Hi!" sagte der Narr. „Du hast mir doch gesagt, daß ich trinken müßte, um einen Erdenrock zu bekommen. Aber da ich jetzt ein Weiser bin, will ich dir schon ein bißchen auf die Beine helfen. Denn wenn ich auch ein schlauer Kerl bin, so bin ich doch nicht hochmütig gegen meine Freunde."

„Ein Weiser? Ein schlauer Kerl?" rief der Wirt. „Und mir auf die Beine helfen? Du?! Verflucht! Du bist der größte Narr, den ich jemals gesehen habe. Und ich will dir helfen! Marsch! Hinaus!"

Damit warf er ihn zur Tür hinaus auf den Weg und fluchte weiter.

„Hm!" sagte der Narr, als er im Staube lag. „Ich bin noch nicht so schlau, als ich dachte. Ich werde noch einmal zu der weisen Frau gehen und ihr sagen, daß irgendwo eine Schraube locker ist."

Er stand auf, ging zu ihrem Hause und fand sie vor der Tür sitzend.

„Da bist du ja wieder!" sagte sie und nickte. „Was willst du jetzt von mir?"

Da setzte er sich hin und erzählte ihr, wie er versucht habe, einen Erdenrock zu bekommen und wie er darum doch nicht klüger sei.

„Ja", sagte die weise Frau. „Du bist ein noch größerer Narr als zuvor, mein Sohn."

„Das sagen sie alle!" seufzte der Narr. „Aber wo kann ich denn den rechten Erdenrock bekommen?"

„Wenn du mit dieser Welt fertig bist und man dich in die Erde legt", sagte die weise Frau. „Das ist der einzige Erdenrock, der Leute wie dich klug macht, mein Sohn. Als Narr geboren, als Narr gestorben und dein Leben lang ein Narr gewesen: das ist die Wahrheit!"

Damit ging sie ins Haus und schloß die Tür.

„Zum Teufel!" sagte der Narr. „Nun muß ich meiner Mutter sagen, daß sie doch recht hatte und daß sie niemals einen Weisen als Sohn haben wird."

Und er ging heim.

2. Der Topf voll Verstand.

Vor einiger Zeit — es ist noch gar nicht so lange her —, da lebte in jener Gegend ein Narr, der hatte mehr Glück. Er wollte sich gern einen Topf voll Verstand kaufen, denn durch seine große Dummheit kam er oft gar schön in die Klemme, und alle Welt lachte über ihn. Er hatte nun sagen hören, ganz oben auf dem Berge wohne die weise Frau, die handle dort mit Tränken, Kräutern und Zaubersachen. Sie könne aber auch den Leuten alles geben, was sie sich wünschten und ihnen ihr zukünftiges Schicksal vorher sagen. Sogleich erzählte er davon seiner Mutter und fragte sie, ob er nicht zur weisen Frau gehen solle und bei ihr einen Topf voll Verstand kaufen.

„Ja, ja, das tu nur", sagte die Mutter, „du hast weiß Gott den Verstand nötig, mein Sohn, und wenn ich nun sterbe, wer soll dann auf dich armen Narren achtgeben, wo du nicht mehr für dich sorgen kannst, als ein neugebornes Kind! Aber achte auf dein Benehmen und sei höflich, mein Jung', denn mit solch weisen Leuten ist nicht gut Kirschen essen."

So machte er sich denn am Nachmittag auf den Weg und fand auch die Alte, wie sie in einem großen Kessel über dem Feuer rührte.

„Guten Abend, liebe Frau, ein schöner Abend heut!"

„O ja", antwortete sie und rührte weiter.

„Vielleicht wird es Regen geben", sagte er und trat von einem Fuß auf den andern.

„Möglich!"

„Aber vielleicht auch nicht", begann er wieder und sah zum Fenster hinaus.

„Kann sein", sagte die Alte.

Da stand nun der Narr, kratzte sich hinterm Ohr und drehte den Hut zwischen den Fingern. „Ja, ja, über das Wetter weiß ich nun nichts mehr, aber halt, mir fällt noch was ein: die Ernte wird heuer gut."

„Ja, gut!" sagte die Alte.

„Und — und — die Tiere mästen sich."

„Ja wohl!" —

„Und — und —", begann er wieder, aber weiter wußte er wirklich nichts mehr zu sagen und meinte: „Na, da die Höflichkeitsreden

zu Ende sind, können wir wohl ans Geschäft gehen, — habt Ihr Verstand zu verkaufen?"

„Das kommt drauf an. Königs-Verstand, Soldaten-Verstand, Schulmeister-Verstand, sowas hab ich nicht."

„Ach nein, nur so gewöhnlichen Verstand möcht ich haben, solchen — gut genug für jeden Narren — so, wie sie ihn alle hier haben, so was ganz Gewöhnliches."

„Ah so!" sagte die weise Frau, „das könnte ich wohl einrichten, wenn du dabei helfen willst."

„Ja, wie denn, liebe Frau?"

„Also", begann sie und schaute in den Topf, „bring mir das Herz von dem, was du am liebsten hast. Dann will ich dir sagen, wo du deinen Topf voll Verstand bekommen kannst."

„Aber", meinte der Narr und kratzte sich hinterm Ohr, „wie macht man denn das?"

„Das kann ich dir nicht sagen", antwortete sie. „Das mußt du selber herausfinden, mein Sohn, wenn du nicht dein Leben lang ein Narr bleiben willst. Damit ich nun aber sehen kann, ob du mir das Rechte gebracht hast und ob der Verstand schon in dir ist, so mußt du mir alsdann ein Rätsel raten. Aber jetzt habe ich auch noch anderes zu tun, also guten Abend!"

Damit zog sie sich samt ihrem Topfe zurück. Der Narr ging zu seiner Mutter und erzählte ihr, was die weise Frau gesagt hatte.

„Und ich glaube", sprach er, „ich komme nicht darum herum: ich muß unser Schwein schlachten. Denn guten Speck hab ich lieber als alles auf der Welt."

„Na, dann tu's nur, mein Junge", meinte die Mutter. „Denn wunderherrlich wird es für dich sein, solch einen Topf Verstand zu erwerben, so daß du niemand mehr brauchst, der auf dich achtgibt."

So schlachtete er denn sein Schwein und ging am nächsten Tage wiederum zur Hütte der weisen Frau. Die saß gerade da und las in einem großen Buche.

„Guten Abend, liebe Frau", sagte er. „Ich bring' Euch das Herz von dem, was mir am liebsten auf der Welt ist. Da! 's liegt eingewickelt auf dem Tisch."

„So, so!“ brummte sie und blickte ihn durch ihre Brillengläser an. „Dann sage mir: was läuft ohne Füße?“

Da kratzte er sich hinterm Ohr und dachte und dachte und konnte es nicht herauskriegen.

„Geh deiner Wege!“ sagte die Alte. „Du hast mir nicht das Rechte gebracht. Heut gibt es keinen Verstand für dich.“

Damit klappte sie das Buch zu und drehte sich um.

Der Narr ging nach Hause, um seiner Mutter alles zu erzählen. Doch als er in die Nähe des Hauses kam, da liefen ihm schon die Leute entgegen und sagten, daß seine Mutter im Sterben liege. Und als er in die Stube kam, sah sie ihn noch einmal lächelnd an, als ob sie sagen wollte: Nun kann ich dich ruhig verlassen, denn du hast Verstand genug, um selber auf dich aufzupassen! Und dann war sie tot.

Da saß er nun, und je länger er darüber nachsann, desto trauriger wurde er. Er dachte daran, wie sie ihn gepflegt hatte, als er noch ein kleines Kerlchen war, wie sie ihm bei den Schularbeiten geholfen, ihm sein Mittagbrot gekocht und ihm die Holzschuhe zurechtgemacht hatte, wie geduldig sie bei all seiner Dummheit gewesen war.

„O Mutter!“ rief er. „Wer soll jetzt auf mich achtgeben? Du hättest mich nicht verlassen dürfen. Denn ich habe dich lieber als alles auf der Welt.“

Kaum hatte er dies gesagt, so fielen ihm die Worte der weisen Frau ein.

„O weh!“ sprach er. „Muß ich ihr meiner Mutter Herz bringen? Nein, das kann ich nicht! Was, ums Himmelswillen, soll ich nur anstellen, um den Topf Verstand zu bekommen, wo ich nun allein in der Welt bin?“

Er überlegte hin und her, am nächsten Tag aber ging er fort, lieh sich einen Sack, tat die Mutter hinein und trug sie auf dem Rücken zur weisen Frau.

„Guten Abend, liebe Frau“, sagte er. „Diesmal bring' ich dir sicher das Rechte!“

Und er legte den Sack auf die Türschwelle.

„Möglich!“ brummte sie. „So rate mir dies: Was ist gelb und glänzt und ist kein Gold?“

Und wieder kratzte er sich hinterm Ohr und dachte und dachte und konnte es nicht herauskriegen.

„Du hast mir nicht das Rechte gebracht, mein Sohn, und ich fürchte, du bist ein noch größerer Narr, als ich geglaubt habe."

Damit schlug sie ihm die Tür vor der Nase zu.

„O weh!" sagte er und setzte sich weinend am Wegrand nieder. „Nun hab ich zweimal verloren', was mir am liebsten war. Was soll ich noch finden, um den Topf Verstand zu bekommen?"

Und er schluchzte so heftig, daß ihm die Tränen in den Mund liefen. Da kam gerade ein Mädchen vorbei, das in der Nähe wohnte. Das sah ihn an und fragte: „Was fehlt dir, Narr?"

„O! o!" heulte er. „Ich habe mein Schwein geschlachtet, ich habe meine Mutter verloren, und doch bin ich noch immer der Narr, der ich war."

„Das ist ja traurig", sagte sie, „und hast du niemand, der nach dir sieht?"

„Nein", antwortete er, „und ich kann nicht einmal meinen Topf Verstand bekommen. Denn es ist nichts mehr da, was ich am liebsten habe."

„Was meinst du damit?" fragte sie und setzte sich zu ihm hin.

Da erzählte er ihr alles, — von der weisen Frau und dem Schwein, von seiner Mutter und den Rätseln und daß er ganz allein auf der Welt sei.

„Wenn's weiter nichts ist, ich will schon auf dich achtgeben!"

„Wirklich und wahrhaftig?" rief er.

„Ganz gewiß! Man sagt immer: Narren geben gute Ehemänner, — darum will ich dich nehmen."

„Kannst du denn kochen?" fragte er.

„O ja!"

„Und scheuern?"

„Freilich!"

„Und meine Holzschuhe zurechtmachen?"

„Auch das!"

„Na, so wirst du nicht weniger taugen als andere. Aber was wird nun mit der weisen Frau?"

„Wart nur ein Weilchen! Es kann sich noch manches ereignen, und es macht nichts, daß du ein Narr bist, wenn ich auf dich achtgebe."

„Das ist wahr", sagte er.

Und sie gingen hin und heirateten sich. Sie hielt sein Haus schmuck und sauber, und sie kochte ihm das schönste Mittagessen.

Da sagte er eines Abends zu ihr: „Mädel, ich glaube, ich habe dich lieber, als alles auf der Welt."

„Das ist ja schön!" meinte sie. „Aber was ist damit los?"

„Glaubst du, daß ich dich totmachen muß und der weisen Frau dein Herz bringen, damit ich meinen Topf Verstand bekomme?"

„Nein, um Gotteswillen!" sagte sie ganz erschrocken. „Das leid' ich nicht. Überlege doch mal! Du hast auch deiner Mutter Herz nicht herausgenommen, nicht wahr?"

„Nein, aber hätt' ich's getan, so hätt' ich vielleicht den Verstand bekommen."

„Ach Unsinn!" sagte sie. „Du nimmst mich eben, so wie ich bin, mit Herz und allem, zur weisen Frau, und ich wette, ich kann dir die Rätsel raten helfen."

„Kannst du das wirklich?" fragte er zweifelnd. „Ich glaube nämlich, sie sind zu schwer für Frauensleute."

„Das werden wir ja sehen! Nenn mir das erste."

„Was läuft ohne Füße?"

„Na, Wasser!"

„Das stimmt!" sagte er und kratzte sich hinterm Ohr.

„Aber was ist gelb und glänzt und ist kein Gold?"

„Ei, die Sonne!"

„Traun! das ist wahr", sagte er. „So komm schnell, wir wollen gleich zur weisen Frau gehen."

Und fort waren sie.

Als sie anlangten, saß die Alte vor der Tür und flocht Stroh.

„Guten Abend, liebe Frau", sagte er.

„Guten Abend, Narr", antwortete sie.

„Diesmal werd' ich dir wohl endlich das Rechte gebracht haben."

Da sah die weise Frau die beiden scharf an.

„Kannst du mir sagen, was das ist? Zuerst hat es keine Füße, dann hat es zwei Füße, und zuletzt hat es vier Füße."

Und wieder kratzte er sich hinterm Ohr und dachte und dachte und konnte es nicht herauskriegen.

Da flüsterte das Mädchen ihm ins Ohr: „Es ist eine Kaulquappe."

„Möglich!" meinte der Narr. Dann sagte er laut: „Das wird wohl eine Kaulquappe sein, liebe Frau."

„Richtig geraten!" sagte sie. „Den Topf Verstand hast du schon."

„Wo ist er denn?" fragte er und sah sich um und fühlte in seinen Taschen nach.

„Im Kopf deiner Frau", antwortete sie. „Die einzige Rettung für einen Narren ist eine gute Frau, die auf ihn achtet. Die hast du jetzt! Also guten Abend!"

Damit nickte sie ihnen zu, stand auf und ging ins Haus. Und die beiden kehrten zusammen heim. Der Narr aber hat nie wieder Verstand kaufen wollen, denn seine Frau hatte genug für sich und ihn.



20. Der einfältige Bauer und die traurige Prinzessin.

(Aus Tirol.)

In ein weltvergessenes Dörflein kam alljährlich im Herbst ein hausierender Jude mit seinem Kram. Einmal erschien er auch wieder bei einem armen Bauern, der nur eine Kuh und ein Eselchen im Stalle hatte. „Nun, wir werden doch wieder ein Geschäftchen miteinander machen?“ meinte der Jude. Der Bauer aber erklärte, diesmal könne er nichts kaufen, er habe kein Geld. — „Ei, warum geht's Euch denn so schlecht? Vielleicht kann ich Euch helfen.“ Da klagte ihm der Bauer, daß es den Sommer über sehr wenig Heu gegeben habe und er daher das Futter für die Kuh und das Eselchen nicht mehr erschwinge, und doch könne er die beiden nicht entbehren. Die Kuh wegen der Milch, und den Langohr brauche er zum Ziehen. „Wenn's weiter nichts ist“, sagte der Jud, „da ist der Not bald abgeholfen; ihr bringt den Esel einfach während des Winters (um die Zeit gibt's für ihn ja doch nichts zu tun) in die Stadt und laßt ihn dort studieren. Ich sag Euch, da zieht er dann für zwei.“ Das leuchtete dem Bauer ein: „Ja, ja, der Esel muß studieren.“ — Bald war er auch mit seinem Grauen auf dem Weg zur Stadt. Vor dem Stadttor sagte der Bauer zu ihm: „So, Esel, jetzt schau, daß d' in die Studi kommst, sei recht fleißig! Im Frühjahr hol ich dich wieder“, und jagte ihn mit ein paar derben Stößen in die Stadt hinein. Dann machte sich der Bauer wieder auf den Heimweg. Der Esel aber rannte in der ganzen Stadt herum und schrie: „Ja, ia!“ Die Leute glaubten, er sei aus irgendeinem Stalle entwischt. Endlich nahm sich die Polizei seiner an und fing ihn ein. Damit der Esel wieder an seinen rechtmäßigen Besitzer komme, ließ man ihn durch den Gemeindediener austrommeln; man könne ihn bei der Polizei abholen. Niemand meldete sich. Nach einiger Zeit wurde das Langohr versteigert, und der ihn erhielt, war der Jude.

Als wieder laue Lüfte wehten und frisches Grün zu sprossen begann, mußten sich die Bauern wieder zur Feldarbeit rüsten. Für die Kuh hatte unser Bäuerlein den Winter über Heu genug gehabt, und sie gab viel Milch. Jetzt sollte er aber auch den Esel zum Ziehen haben. Er machte sich daher auf die Wanderschaft, um ihn abzuholen. In der Stadt begegnete dem Bauer ein altes Weiblein. Dieses fragte

er: „Kannst mir nicht sagen, wo die Esel studieren?" — „Ach, Ihr meint die großen Herren, da müßt Ihr aufs Landgericht gehen." Der Bauer ging aufs Landgericht. Den Herrn Landrichter, welcher zufällig Esel hieß, begrüßte er erfreut, in der Meinung, es sei sein studierter Esel: „Grüß Gott, Esel, du hast dich gebessert, es freut mich, daß du so gut studiert hast." Der Herr Landrichter war etwas verdutzt ob dieser Ansprache. „Dem fehlt's im Oberstübchen", dachte er. Laut sagte er: „Ja, ja, es ist alles möglich." „Ich könnt dich jetzt brauchen bei der Feldarbeit", fuhr der Bauer fort. „Dazu hab ich keine Zeit", sagte der Herr Richter. — „Oho, du wirst wissen, wie viel Hafer und Heu du bei mir gefressen hast!" — „Hm, ja, ja, ich weiß alles." — „Und wie oft dich's Kühle abgeleckt hat. Aber ich seh schon, du paßt nicht mehr in meinen Stall, ich werde mir einen anderen Esel kaufen. Ein Futtergeld wirst mir aber wohl geben, weil du jetzt in einer so guten Stellung bist und ich dich so oft gefüttert und nichts von dir gehabt hab." Darauf der Herr Landrichter: „Ganz ausbezahlen kann ich dich nicht, da hast du einen Taler. Bist du zufrieden damit?" — „O, freilich bin ich zufrieden, so viel Geld hab ich mein Lebtag noch nie gehabt. Jetzt laß ich die Kuh auch studieren", sagte erfreut der Bauer und machte sich zum Apotheker. „Herr Apotheker", sagte er, „ich hab meinen Esel in die Studi geschickt und hab von ihm viel Geld bekommen; jetzt möcht ich die Kuh auch noch studieren lassen." — „Ja, ja, eine Kuh ist immer noch gescheiter als ein Esel", sagte der Apotheker. „Aber", meinte der Bauer, „in die Stadt geben kann ich sie nicht, weil ich die Milch brauche; da sollt Ihr mir nun ein Pulver geben, daß sie im Stall studieren kann." Der Apotheker, nicht verlegen, gab ihm ein weißes Pulver, es war Weißmehl. „Also dieses Pulver müßt Ihr in eine Wanne voll Wasser schütten und gut verrühren, daß keine Knollen entstehen und das Wasser aussieht wie Milch. Das laßt Ihr dann die Kuh saufen. Auch müßt Ihr sie alle Tage striegeln und gut füttern, auch nicht ziehen lassen, da wird sie viel Milch geben und fleißig studieren." Der Bauer bezahlte das Pulver und ging damit heim zu, hatte aber nur halb verstanden, was der Apotheker gesagt hatte.

Daheim nahm er einen Waschzuber, füllte ihn mit Wasser und verrührte das Pulver darin. Dann füllte er die Futterbarre gesteckt

voll mit Heu an und striegelte die Kuh. Darauf überließ er sie sich selbst und kümmerte sich acht Tage lang nicht mehr um sie. Unterdessen hatte die Kuh alles Futter aufgezehrt, und die Milch tat ihr weh, da sie nicht gemolken wurde. Als dann der Bauer wieder in den Stall kam und sah, daß sie den Kopf hängen ließ, dachte er sich: „Schau, schau, wie das Kühle studiert! Laß ich sie grad noch acht Tage ungestört stehen, dann hat sie ausstudiert." — Das Kühle aber ging derweil jämmerlich zugrunde. „Sie hat sich überstudiert, und drum ist sie kaput geworden", dachte der Bauer, „was fang ich jetzt an mit ihr? Wart, ein studiertes Kuhfleisch kann man gewiß gut verkaufen." Er schnitt die Kuh samt der Haut in Stücke, steckte alles zusammen in einen Sack und machte sich damit in die Stadt. Dort rief er mit lauter Stimme aus: „Wer kauft studiertes Kuhfleisch?" Ein großer Metzgerhund bellte ihn an: „Lump! Lump! Lump!" — „Ich gib's nicht auf Pump", sagte der Bauer; aber der Hund hörte nicht auf mit seinem: „Lump! Lump!" — „Also da hast du's, aber in einem Jahr mußt zahlen!"

Nach Jahresfrist ging der Bauer wieder in die Stadt, traf dort gerade den Hund und redete ihn an: „Jetzt heißt's zahlen, ich hab dir eine ganze Kuh auf Pump gegeben." — „Lump! Lump! Lump!" war die Antwort. „Nichts Pump!" sagte der Bauer, „du gehst mit mir zum Esel", steckte den Hund in einen großen Sack und schleppte ihn aufs Landgericht. „Herr Esel", sagte er zum Landrichter, „du wirst wissen, wie gut du studiert hast; die Kuh hab ich dann auch studieren lassen, sie hat sich aber überstudiert und ist zugrund gegangen. Da hab ich das Fleisch auf Pump verkauft, und jetzt will er nicht zahlen." Darauf der Richter: „Hast du den Angeklagten?" — „Ja, in diesem Sack ist er", sagte der Bauer und ließ den Hund aus. Dieser sprang heraus und bellte: Lump! Lump! — „Da hörst es, Herr Esel, immer will er's noch auf Pump." — „Mein lieber Bauer, mit diesem Angeklagten ist nichts anzufangen", sagte der Richter, „aber höre! Dort auf dem Berge wohnt ein König, und dieser König hat eine Tochter, die bisher noch niemand zum Lachen gebracht hat. Steck den Hund wieder in den Sack und geh mit ihm zum König! Und wenn du die Prinzessin zum Lachen bringst, wirst du reich belohnt werden."

Dieser Vorschlag gefiel dem Bauer. Aber es tat ihm doch leid, daß es kein Recht für ihn gab. Daran war doch eigentlich nur der Jude schuld, der ihm den Rat wegen des Studierens gegeben hatte: Auf den Esel war die Kuh gefolgt, und nun waren ihm beide verloren. Während er noch darüber nachsann und dem Juden alles Gute an den Hals wünschte, kam er auf dem Berge an und läutete am Tore des Königsschlosses. Da schaute eine Frauensperson zum Fenster heraus. Der Bauer war in Verlegenheit, wie er sie anreden sollte; aber daß er beim König nicht hoch genug titulieren konnte, war ihm klar. Er rief daher zum Fenster hinauf: „O du hochgelobte Himmelskönigin, ist Jesus Christus nicht zu Haus?" Sie dachte sich, es sei wieder einer, der die Prinzessin zum Lachen bringen wolle. „Der König und die Prinzessin sind schon zu Hause", sagte sie und führte den Bauer hinauf in einen prächtigen Saal, vor den König und seine Tochter. Der Bauer erzählte nun dem König, daß er seinen Esel zum Studieren in die Stadt gebracht habe, und der sei jetzt ein großer Herr: „Du kennst gewiß den Esel?" — „Ja, den kenn ich schon", sagte der König, „das ist ein braver Mann." — „Und dann", fuhr der Bauer fort, „hab ich die Kuh auch studieren lassen, die hat sich aber überstudiert und ist zugrund gegangen. Das Fleisch verkaufte ich in der Stadt auf Pump, und jetzt sollte er zahlen, er will's aber immer noch länger auf Pump." — „Wo ist denn der Schuldner?" fragte der König. „Da ist er!" Der Hund sprang bellend aus dem Sack: „Lump! Lump!" — Ein helles Lachen ertönte, die Prinzessin lachte, lachte. Freudig war der König aufgesprungen und sagte zum Bauern: „Laß diesen Schuldner laufen, mit dem ist nichts anzufangen. Weil du meine Tochter zum Lachen gebracht hast, werde ich die Sache schlichten. Zur Frau kann ich dir meine Tochter nicht geben, du bist ja wohl schon verheiratet. Aber wir wägen sie ab; so viel sie wiegt, so viel Geld bekommst du." — „So viel Geld kann ich nicht brauchen", sagte der Bauer, „am liebsten wären mir fünfundzwanzig Stockprügel." — „Das kannst auch haben", sagte der König. Man rief den Prügelmeister herbei.

„Ich will die Prügel verkaufen", sagte der Bauer, ging in die Stadt und suchte den Juden auf. „Ach mei, treffen wir do einander!" redete er den Bauern an. Dieser sagte: „Ich komm grad vom König,

hab dort fünfundzwanzig Prügel (= Knüttel) gut, man muß sie holen, dem König liegen sie im Weg. Ich hab sie zwar schon verkauft, aber weil man's nicht abholt, kannst du's auch haben." — „Nun, was wird bezahlt für das Stück?" — „Hundert Gulden; es sind fünfundzwanzig harthölzerne Prügel." — „Ich werd mir die Prügel anschauen", sagte der Jud. Darauf der Bauer: „Das gibt's nicht, ich hab noch niemanden angeschwindelt!" Da zahlte ihm der Jud fünfundzwanzighundert Gulden. „So", sagte der Bauer und steckte das Geld ein, „jetzt gehst zum König und verlangst die Prügel." — Beim König sagte der Jud: „Ich hab dem Bauer die fünfundzwanzig Prügel abgekauft, um hundert Gulden das Stück." — „Das sind sie wert", sagte der König, „holt den Prügelmeister und die Bank!" — „Danke, Herr König, ich bin nicht müd." — „Dann bekommst du die Prügel nicht." — Man schnallte ihn auf die Bank, und der Prügelmeister begann, ihm die fünfundzwanzig aufzumessen. „Nicht solche Prügel, Hartholz, Hartholz!" jammerte der Jud. — „Sind sie noch nicht hart genug?" Er schlug noch stärker. „Hartholz, Hartholz!"





21. Die zwei Pfennige.

(Aus Serbien.)

Es war einmal ein armer Mann, der sich auf alle Weise durchzuschlagen suchte. Zuletzt sammelte er eines Tages einen Sack voll Moos, legte obenauf etwas Wolle und trug ihn zu Markte, um den ganzen Inhalt samt dem Sacke für Wolle zu verkaufen.

Unterwegs gesellte sich ein Mann zu ihm, der wanderte mit einem Sack voll Galläpfel auf den Markt und wollte sie für Nüsse verkaufen; mit diesen hatte er den Sack obenauf gefüllt.

Beide fragten nun einander, was jeder in seinem Sacke habe, der eine antwortete, daß er Wolle, der andere, daß er Nüsse auf den Markt trage, worauf sie sich beide dahin einigten, ihre Ware gleich hier auf der Straße zu vertauschen. Jener aber, der das Moos hatte, verlangte ein Draufgeld, indem er zu beweisen suchte, daß die Wolle höher im Werte stehe als die Nüsse. Als er aber merkte, daß jener mit den Gall-

äpfeln nichts draufzahlen, sondern nur eines für das andere vertauschen wolle, dachte er bei sich, daß Nüsse immer noch besser seien als Moos, und so kamen sie denn zuletzt nach langem Handeln darin überein, daß der, dem die Galläpfel gehörten, dem anderen zwei Pfennige draufzahlen sollte. Da dieser sie indes nicht bei sich hatte, so blieb er sie ihm schuldig, zur festeren Bürgschaft jedoch, daß er sie ihm sicher zahlen werde, verbrüderte er sich mit ihm. Nachdem sie nun die Säcke gewechselt hatten, eilten beide in entgegengesetzter Richtung davon, jeder in dem Wahne, daß er den anderen betrogen habe; als sie aber nach Hause kamen, und jeder die Ware aus dem Sacke leerte, da erst sahen sie, daß eigentlich keiner von ihnen betrogen sei.

Nach einiger Zeit machte sich der, welcher das Moos gehabt hatte, auf, seinen Bundesbruder aufzusuchen, um von ihm die zwei Pfennige zu verlangen, und als er ihn bei dem Pfarrer eines Dorfes in Diensten fand, redete er ihn an: „Bundesbruder, du hast mich betrogen.“ Und dieser erwiderte ihm: „Bei Gott, Bruder, und du mich.“ Hierauf forderte jener seine zwei Pfennige, indem er sagte, es gebühre sich, das zu zahlen, was ausgemacht und durch ein Freundschaftsbündnis verbürgt worden sei. Der Schuldner erklärte sich zwar zu zahlen schuldig, brachte aber die Ausrede vor, daß er kein Geld habe. „Allein,“ sprach er, „mein Pfarrer hat hinter seinem Hause eine tiefe Grube, in die er häufig hinabsteigt. Ohne Zweifel hat er Geld oder Sachen von großem Werte darin aufbewahrt. Dort wollen wir uns abends hinbegeben, da sollst du mich in die Grube hinunterlassen, und wenn ich sie ausgeplündert habe, dann wollen wir teilen, und ich will dir überdies deine zwei Pfennige bezahlen.“ Dem anderen war dies recht. Als es Abend ward, nahm des Pfarrers Knecht ein Seil und einen Sack, und wie er mit seinem Bundesbruder bei der Grube ankam, kroch er in den Sack, worauf ihm sein Bundesbruder den Strick um die Mitte festband und ihn in die Grube hinunterließ. Als er unten aus dem Sacke herausstieg und umher tappend nichts entdecken konnte als Getreide, dachte er bei sich: „Wenn ich nun dem Bundesbruder sage, daß es hier nichts gibt, ist er imstande wegzugehen und mich in der Grube zurückzulassen, und was würde morgen der Pfarrer sagen, wenn er mich hier fände?“ Schnell kroch er abermals in den Sack, band sich mit dem Seile fest, und rief hinauf: „Bundesbruder, zieh den Sack auf, er ist voll der verschiedensten Sachen.“ Aber während jener den Sack

in die Höhe zog, überlegte auch er seinerseits: „Warum soll ich dies mit meinem Bundesbruder teilen? Besser, ich trage es allein weg, er mag zusehen, wie er aus der Grube herauskommt.“ Lud also den Sack mit dem Bundesbruder auf die Schulter und eilte damit durch das Dorf, daß ihn laut bellend die Hunde verfolgten. Als er schon etwas ermüdet war und den Sack tief über die Schulter hinab hängen ließ, da rief der Bundesbruder aus dem Sacke: „Bundesbruder, hebe den Sack höher, die Hunde werden mich beißen.“ Wie das der Träger hörte, warf er den Sack zur Erde. Da sprach der aus dem Sacke: „Auf diese Weise, mein Bruder, hast du mich betrügen wollen?“ Und jener antwortete: „Bei Gott, du hast mich ebenfalls betrogen.“ Und nach langem Zwiegespräch versprach der, welcher dem anderen die zwei Pfennige schuldete, sie ihm ganz gewiß zu bezahlen, wenn er ein anderes Mal wiederkäme, worauf sie sich trennten.

Lange Zeit später erwarb sich der eine, der bei dem Pfarrer in Diensten war, seinen eigenen Herd und verheiratete sich. Als er eines Tages mit seinem Weibe vor der Haustür saß, erblickte er von ferne seinen Bundesbruder, der geradeswegs auf sein Haus zuging; da rief er aus: „Weib, da kommt mein Bundesbruder, dem bin ich zwei Pfennige schuldig, und nun weiß ich mir nicht zu helfen, denn ich versprach sie ihm zu zahlen, wenn er mich wiederfände. Ich will mich daher im Hause drinnen niederlegen, und du sollst mich mit etwas überdecken, dann wie vor Schmerz hinfallen und wehklagen und ihm sagen, daß ich gestorben sei, worauf er gewiß wieder fortgehen wird.“ Mit diesen Worten ging er in das Haus, legte sich auf den Rücken und kreuzte die Hände, das Weib bedeckte ihn und hub an zu jammern. Indem erschien der Bundesbruder vor dem Hause. „Gott helfe euch“, rief er hinein und fragte, ob dies wohl das Haus seines Bundesbruders sei. Das Weib antwortete, indem es sich am Boden wand: „Ja! weh mir Unglücklichen! hier liegt er im Hause tot!“ Da entgegnete der Bundesbruder: „Gott sei seiner Seele gnädig. Er war mein Bundesbruder, wir haben zusammen gearbeitet und gehandelt, und nachdem ich ihn so wiederfinde, ziemt sichs wohl, daß ich warte, ihm das Geleite zum Grabe gebe und eine Handvoll Erde auf seinen Sarg werfe.“ Das Weib sagte, daß es ihm viel zu lange dauern würde, zu warten, bis er begraben werde; er möge lieber wieder fortgehen. Er jedoch antwortete: „Gott behüte! wie könnte ich meinen Bundesbruder so ver-

lassen? Ich will warten, und sollte es auch drei Tage sein, bis man ihn begräbt." Als das Weib dies dem Manne im Hause drinnen leise mitteilte, sagte er ihr, es möge zum Pfarrer gehen und diesem sagen, daß er gestorben sei, man möge ihn in die Kirche tragen (um welche herum der Gottesacker lag), vielleicht werde der Bundesbruder dann weggehen. Nachdem das Weib hingegangen war und es dem Geistlichen gesagt hatte, kam dieser mit einigen Männern, welche den Scheintoten auf eine Bahre legten, ihn in die Kirche trugen und in die Mitte derselben hinstellten, damit er dort, wie es der Brauch ist, erst die Nacht zubrächte und dann am folgenden Tage eingesegnet und begraben würde. Als der Geistliche sich mit den übrigen Leuten anschickte die Kirche zu verlassen, sagte der Bundesbruder, daß er den Mann, mit dem er sich verbrüdert, mit dem er soviel gehandelt und Salz und Brot gegessen habe, nicht allein lassen könne, sondern die ganze Nacht bei ihm wachen wolle. Und so blieb er denn in der Kirche.

In derselben Nacht zogen dort Räuber vorbei, die irgendwo ein Schloß ausgeplündert und vieles Gold, Gewänder und Waffen erbeutet hatten; als sie vor die Kirche kamen und dort ein Licht sahen, sprachen sie untereinander: „Lasset uns in dieser Kirche unsere Beute teilen." Der Bundesbruder aber, als er gewahrte, daß bewaffnete Männer zur Kirche hereinkamen, verbarg sich schnell in einen Winkel, und nun sah er, wie die Räuber sich am Boden niederließen und das Gold mit den Helmen zu teilen anfingen, die Waffen und das übrige aber, wie es eben tunlich war. Über alles konnten sie sich einigen und ausgleichen, nur eines Säbels wegen nicht, denn einige unter ihnen glaubten, daß er von besonderem Werte sei. Da nahm ihn einer in die Hand, sprang auf und sprach: „Wartet, ich will an diesem Toten hier versuchen, ob der Säbel so ist, wie ihr ihn preiset, und wenn ich ihm mit einem Hieb den Kopf abschlage, dann ist er tüchtig in der Tat." Damit näherte er sich der Bahre. Aber im selben Augenblick richtete sich der Scheintote auf und rief laut: „Tote, wo seid ihr?" Und sein Bundesbruder im Winkel antwortete: „Wir sind hier und alle schlagfertig." Entsetzt warf der Räuber den Säbel hin und ergriff die Flucht, und alle übrigen sprangen auf, ließen ihre Beute im Stich und rannten hinaus, ohne sich nur umzublicken. Erst als sie weit weg waren, machten sie Halt, und der Räuberhauptmann sprach: „Um Gottes willen, Brüder! Über Berg

und Tal sind wir gegangen, bei Tag und bei Nacht, haben uns tapfer geschlagen, Türme und Schlösser erstürmt und uns vor nichts gefürchtet als heute vor den Toten! Gibt es unter uns keinen einzigen Helden, der sich getraut umzukehren und zu sehen, was nun in der Kirche vorgeht?" Da sprach der eine: „Ich will nicht"; der zweite: „ich wag's nicht"; der dritte: „eher nehm ich's mit zehn Lebendigen auf, als mit einem Toten." Aber zuletzt fand sich doch einer, der hingehen wollte.

Sachte schlich er sich ans Kirchenfenster heran, vielleicht konnte er hören, was drinnen vorginge. In der Kirche hatten indes die Bundesbrüder alles Gold, alle Waffen und Gewänder der Räuber unter sich geteilt, zum Schluß aber sich wieder über die zwei Pfennige entzweit, so daß sie einander fast in den Haaren lagen. Wie nun der Räuber vor dem Fenster stand, konnte er nichts anderes hören als den Ausruf: „Wo sind meine zwei Pfennige? Gib mir meine zwei Pfennige!" Auf einmal erblickte der eine, der sie dem anderen schuldig war, den Räuber, wie er durchs Fenster lugte. Blitzschnell riß er ihm die Mütze vom Kopfe, reichte sie seinem Bundesbruder und rief: „Da! Nimm das für deine vermaledeiten zwei Pfennige."

Den Räuber packte die Angst, und er rannte davon, als wäre ihm die Hölle auf den Fersen. Halbtot kam er zu seinen Gefährten. „Brüder", rief er ihnen zu, „danken wir Gott, daß wir mit heiler Haut davon gekommen sind. Wir haben das Gold mit den Helmen verteilt. Nun aber sind alle Toten auferstanden in so großer Zahl, daß auf einen kaum zwei Pfennige kommen. Einem konnte man die nicht einmal geben. Da wurde mir die Mütze vom Kopf gerissen und ihm statt der zwei Pfennige ausgehändigt."



22. Der König und der Hirte.

(Aus Serbien.)

Ein König hatte eine Tochter, die sehr schön war. Der Ruf ihrer Schönheit hatte sich durch die ganze Welt verbreitet, und Könige und Kaiser gingen hin, um sie zu freien, oder auch nur aus Begierde, sie zu sehen. Allein ihr Vater wollte sie keinem anderen geben, als dem, der ihn an Klugheit überträfe, und dem es gelänge, ihn auf irgendeine Weise zu überlisten. Dies vernahm in der Ferne ein reicher Mann und machte sich trotz der weiten Reise auf, und, nachdem er durch viele Länder und Städte gekommen war, führte ihn sein Weg eines Abends vor das Haus eines reichen Mannes. Als er nun da wegen eines Nachtlagers anfragte, nahm ihn der Hausvater bereitwillig auf und antwortete: „Gewiß kannst du zu Nacht bleiben, warum solltest du es nicht?" Hierauf schlachtete der Wirt des Gastes wegen gleich ein Schaf, und als es zum Abendessen aufgetragen ward, legte er dessen Kopf für den Hirten beiseite, der noch im Gebirge draußen bei den Herden war. Als der Morgen graute, setzte der Wanderer seinen Weg fort, um des Königs Tochter zu freien. Wie er so durch das Gebirge ging, traf er den Hirten jenes Hauses, wo er zu Nacht gewesen war, rief ihm ein fröhliches Grüß Gott! zu und sprach: „Du weidest deine Herde gut!" Der Hirte antwortete ihm: „Ich weide sie, damit sie sich satt weide." „Ich bin gestern über Nacht bei euch gewesen," sprach der Reisende, worauf der Hirte versetzte: „Dein Weg hat dich daher geführt." Und der Wanderer sprach weiter: „Als ich in euer Haus kam, wurde für mich ein Lamm geschlachtet." „Wenn Leute kommen, ziemt sich's wohl, daß man Fleisch schlachte," antwortete der Hirte. „Für dich haben wir den Kopf beiseite gelegt," sagte der Wanderer, und der Hirte antwortete: „Der Kopf taugt auch dem Kopfe." Der Wanderer fuhr fort: „Das Hausgesinde hat ihn auf die Wandleiste gelegt, da kam die Hündin und fraß ihn auf." „Für sie hat er auch gehört," antwortete der Hirte. „Da kam dein Vater und erschlug die Hündin," sagte der Wanderer weiter, worauf der Hirte entgegnete: „Wenn er sie erschlagen hat, hat sie es auch verdient." „Nachdem sie erschlagen war, warf man sie auf den Mist," sagte weiter der Wanderer, und der Hirte antwortete: „Warf man sie auf den Mist,

so hat sie da auch bei Lebzeiten gelegen." Als der Wanderer vernahm, wie der Hirte auf alles zu antworten wußte, war er sehr verwundert und überlegte bei sich, daß dies wohl ein passender Freier für jene Königstochter wäre. Also sprach er zu ihm: „Bei deiner Treue, komm näher und laß uns noch ein wenig miteinander reden." Der Hirte antwortete ihm: „Warte ein klein wenig, bis ich die Herde heimgeführt habe!" Hierauf beeilte sich der Hirte, leitete die Schafe heim und kam dann zu dem Manne zurück, der alsbald sprach: „Sieh, guter Freund, ich habe mich aufgemacht, um bei dem und dem Könige um seine Tochter zu freien, doch will er sie nur demjenigen zur Frau geben, der weiser als er selber sei, und dem es gelinge, ihn auf irgendeine Art zu überlisten. Nun bemerke ich, daß du klaren Verstandes seiest, gut und klug zu sprechen verstehest; möchtest du wohl mit mir zu jenem Könige kommen?" Der Hirte sprach: „Ich gehe mit." Und so gingen sie miteinander fort, und kamen in die Stadt, wo der König lebte. Als sie an das königliche Tor kamen, trat ihnen die Wache entgegen und fragte sie: „Wo geht ihr hin?" Sie sprachen zur Wache: „Wir gehen zum König und wollen sein Töchterlein freien." Da antwortete die Wache: „Jeder, der da kommt, um das Mädchen zu werben, wird ungehindert eingelassen," und ließ sie eintreten.

Als sie zum König hinaufkamen, nahm der reiche Mann zuerst das Wort und sprach: „Gott helfe dir, durchlauchtigster König!" Und der König entgegnete ihm den Gruß mit den Worten: „Möge Gott euch Gutes geben, Kinder!" Aber hierauf sprach er zu dem Reichen: „Weshalb ist jener Bauer in groben Kleidern hergekommen?" Doch der Hirte ließ dem Reichen nicht Zeit zu antworten, sondern trat selbst vor und sprach: „Wenn ich auch ein Bauer bin und in schlechtes Zeug gekleidet, so habe ich doch mehr Reichtum als die in prächtigen Stoffen einhergehen, zu allem Überflusse auch dreitausend Schafe. In einem Tale melke ich, in einem zweiten mach' ich Käse, in dem dritten schichte ich sie auf." Da sprach der König: „Es ist gut, wenn du soviel Vermögen hast." Doch der Hirte entgegnete: „Das ist nicht gut, sondern übel." Sprach der König: „Wie kann es übel sein, wenn du soviel Gutes davon sagst?" Und der Hirte erwiderte: „Ha, weil mir der ganze Käse verdarb und zu Dünger ward." Der König: „Schade, das ist kein geringer Verlust." Und der Hirte erwiderte: „Mir war das kein Schade,

sondern ein Nutzen." Da fragte der König: „Wie so das?" Und der Hirte antwortete: „Ich nahm Pflug und Ochsen, pflügte dreihundert Morgen Landes, düngte und säte lauter Weizen." Darauf sprach der König: „Es war gut, daß du soviel Weizen gesät hast." Aber der Hirte entgegnete: „Gott behüte, das war nicht gut, sondern übel." Sprach der König: „Was, Elender?" Antwortete der Hirte: „Der Weizen verwandelte sich mir, und es wuchsen statt seiner lauter Buchen und Tannen auf." Da rief der König aus: „Oh, das war ein großer Schade!" Doch der Hirte entgegnete: „Mir war das gar kein Schade, sondern ein Vorteil." Sprach der König: „Wie konntest du davon Vorteil haben, daß sich dir soviel Weizen verwandelte?" Und der Hirte antwortete: „Weil ein Bienenschwarm herangeflogen kam und sich auf jenen Buchen und Tannen niederließ, so dicht, daß weder Rinde noch Ast mehr zu sehen war." Da sprach der König: „Das war gut, daß soviel Bienen heranflogen." Aber wieder entgegnete der Hirte: „Das war nicht gut, sondern übel." Sprach der König wieder: „Was, Bursche?" Und der Hirte antwortete: „Die Sonnenglut im hohen Sommer brachte die Wachszellen zum Schmelzen, daß sie samt dem Honig hin zur Erde flossen." Worauf der König sprach: „Bei Gott, das war in der Tat übel!" Doch der Hirte entgegnete: „Gott behüte! das war nicht übel, sondern gut." Und wieder fragte der König: „Wie so, Bursche?" Und der Hirte antwortete: „In dem Honig fing ich einen Floh, tötete ihn, zog ihm die Haut ab und machte daraus einen Schlauch für dreihundert Listen." Da rief der König aus: „Du kannst doch bei Gott lügenhaft sprechen!" Worauf der Hirte antwortete: „Wenn ich auch lügenhaft gesprochen habe, hast du mir doch so lange geglaubt. Ich habe dich genug getäuscht, gib mir daher das Mädchen, ich habe es verdient." Da wußte der König keinen Ausweg, sondern gab dem Hirten das Mädchen, der Hirte aber gab es dem reichen Manne, und der Reiche gab ihm dafür eine Menge ungezählten Goldes.





23. Die bekehrten Faulenzer.

(Aus Mähren; walachisch.)

Christel und Steffel waren zwei gute Freunde. Sie hatten beide geheiratet: aber das Arbeiten behagte ihnen nicht, sie wollten ein bequemes Leben führen.

„Bruder", sagte einst Christel zu Steffel, „da draußen in der Welt muß es doch besser sein, als bei uns daheim; die Welt ist so weit und schön, laß uns hinausziehen und einen Dienst suchen, der nicht hart wäre, und wobei wir doch genug zu leben hätten!" — „Das wär schon recht", meinte Steffel, der etwas gewissenhafter und überlegter war, „aber unsere Weiber und Kinder!" — „I nu", sagte Christel, „die Kinder müssen den Weibern folgen und um das übrige werden sich die Weiber schon bekümmern. Ersparen wir was, so können wir's ihnen ja schicken." Steffel ließ sich überreden. Die Weiber waren untröstlich, als sie den Entschluß ihrer Männer erfuhren; allein es half nichts, sie vermochten die Männer nicht zurückzuhalten. „So geht denn", riefen ihnen die Weiber beim Abschied noch ärgerlich nach, obwohl sie sonst herzensgute Weiber waren, „so geht denn, euer Glück zu versuchen! Aber hütet euch, daß ihr keiner Hexe in die Hände geratet, die euch was antue, damit ihr lernt, es sei daheim doch besser, als in der Fremde!"

Als sie so ins Blaue hineingingen, da fühlte sich Christel wohl, wie der Vogel in der Luft. „Nun, Bruder“, rief er, „ist das nicht eine Lust, die ganze Welt sein zu nennen und sorgenfrei dahinzuziehen?“ — „Das wär' schon recht“, meinte Steffel, „wenn uns nur die Weiber nicht mit der Hexe gedroht hätten! Man weiß nicht, was dahinter steckt. Die Hexen sind auch Weiber, und ein Weib hilft dem anderen.“ — „Pah!“ versetzte Christel, „haben wir nur erst einen guten Dienst, das übrige macht mich nicht bange.“

Sie suchten mehrere Tage, ohne einen Dienst nach ihrem Wunsch zu finden. Eines Abends ziemlich spät gelangten sie zu einer Hütte, wo noch Licht brannte. Sie pochten an die Tür. In der Hütte war nur ein altes Mütterchen, das öffnete ihnen, und sie baten, es möchte sie übernachten lassen. Das Mütterchen gestattete es, brachte eine Schüssel, brockte Brot ein, goß warme Milch darauf und sagte, sie sollten essen. Nach dem Essen erzählten sie, daß sie einen Dienst suchten. „Wenn ihr Lust hättet“, sprach das Mütterchen, „könntet ihr bei mir dienen. Ich habe bloß eine Kuh, die könnte einer von euch auf die Weide führen, und der andere könnte ihren Stall ausmisten. Ich will euch gut halten und euch ehrlichen Lohn zahlen.“ Christel und Steffel berieten sich miteinander. Der Arbeit, meinte sie, werde nicht viel sein, die Kost nicht schlecht, dazu noch Lohn. Sie willigten ein und blieben bei dem Mütterchen im Dienst.

Des anderen Tages führte Christel die Kuh auf die Weide, Steffel blieb zu Hause, den Stall auszumisten. „Bis ich die Kuh auf der Weide habe“, dachte Christel bei sich, „will ich mich hinlegen und mir's recht bequem machen.“ Christel führte die Kuh langsam, wie er selbst war, die Kuh wollte schneller gehen; er zerrte sie, da wurde sie unruhig, und sie wurde desto unruhiger, je mehr er sie zerrte, bis sie endlich auf dem Weideplatz selbst wie wütend herumstieß und herumrannte und Christel über Felder und Raine schleppte. Er war bereits halb lahm; gern hätte er sie losgelassen, allein er fürchtete, sie könnte ihm davonlaufen. Da strengte er seine letzten Kräfte an und betete, die Sonne möchte bald untergehen, und dachte bei sich: „Steffel hat gut den Stall ausmisten. In einer kleinen Weile ist er fertig, und dann streckt er sich hin, so lang und breit er ist. Aber wart, morgen soll er die Kuh ausführen, und ich will den Stall ausmisten!“

Wie erging es indes Steffel? Als Christel die Kuh ausgeführt hatte, dachte Steffel bei sich: „Bis ich den Stall ausgemistet, will ich mich hinstrecken und mir recht gütlich tun.“ Er fing an auszumisten, allein weil er langsam zugriff, ging die Arbeit nicht vorwärts. Es war schon nach der Mittagszeit, und noch war des Mistes nicht viel weniger. Steffel schwitzte vor lauter Faulheit und dachte bei sich: „Christel hat gut weiden. Der liegt gewiß wo im Schatten und schaut in den Himmel hinein, wenn er nicht gar die Augen zu hat und schnarcht. Aber wart, morgen soll er den Stall ausmisten, und ich will die Kuh weiden!“ Er war mit der Arbeit noch nicht ganz zu Ende, als er Christel mit der Kuh heranrennen hörte. Schnell warf er die Mistgabel weg und tat, als ob nichts wäre. „Nun, Bruder“, fragte Christel, „wie ist dir's ergangen?“ — „O vortrefflich, Brüderchen!“ erwiderte Steffel. „Die Arbeit ist nicht der Rede wert, hab dazwischen zweimal ausgeschlafen. Doch morgen, zur Abwechselung, will ich die Kuh ausführen, und du kannst zu Hause bleiben.“ Christel willigte mit Freuden ein. Des Abends fühlten sich beide so erschöpft, daß sie kaum essen konnten. „Nun, Bruder“, sagte Christel, „warum lässest du dir's nicht schmecken? Iß zu, um mich brauchst du dich nicht zu kümmern, ich bin satt, ich habe die Fülle zu essen mit mir gehabt, und noch von den anderen auf der Weide bekommen.“ In Wahrheit jedoch hatte Christel seit früh keinen Bissen in den Mund getan, denn auch sein Essen hatte er verloren, als ihn die Kuh so unbarmherzig herumschleppte.

Des folgenden Tages blieb Christel zu Hause, und Steffel führte die Kuh auf die Weide. Allein Steffel erging es mit der Kuh ebenso, wie Christel, und Christel, dem ohnehin die Glieder wie zerschlagen waren, mit dem Ausmisten ebenso, wie Steffel. Als Steffel abends mit der Kuh nach Hause kam, sah er wie verwandelt aus, und Christel nach dem Ausmisten gleichfalls. Beide konnten vor Müdigkeit nicht reden. Endlich, da sie schlafen gingen, gestanden sie sich gegenseitig ihre Leiden. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu“, behauptete Steffel, „die Alte ist eine Hexe, und die Kuh ist verhext.“ — „Und der Mist auch“, pflichtete Christel ihm bei. „Sagt' ich dir's nicht“, fuhr Steffel fort, „als uns unsere Weiber mit der Hexe drohten? Die Weiber sind mit der Hexe unter einer Decke, ein Weib hilft dem anderen.“ — „Potz“, rief Christel, „du magst recht haben!“

— „Drum mein' ich, Bruder", fuhr Steffel noch weiter fort, „wir kündigen der Alten den Dienst, nehmen unseren Lohn und gehen zu unseren Weibern heim. Wer weiß, was uns noch Ärgeres begegnen könnte!" Christel willigte ein. Des nächsten Morgens kündigten sie den Dienst, nahmen ihren Lohn und schieden von dem Mütterchen. „Ist mir leid, daß ihr schon geht", sprach das Mütterchen. „Ihr wäret mir bei meinem Alter gut zu Händen gewesen. Es zieht euch wohl zu euern Weibern? Nun, so grüßt sie von mir und geht in Gottes Namen!" Der aufgetragene Gruß bestärkte die beiden in der Meinung, daß ihre Weiber mit der Alten in Bunde seien.

Nach einigen Tagen näherten sich Christel und Steffel dem heimatlichen Dorfe und sahen ihre Weiber von fern auf dem Felde arbeiten. Als Christel wieder heim sollte, bereute er's fast, daß er nicht in der weiten, schönen Welt geblieben, und er sagte zu Steffel: „Ob's nur seine Richtigkeit hat, daß unsere Weiber mit der Hexe unter einer Decke sind?" — „Das wird sich bald zeigen", meinte Steffel.

Sobald die Weiber die Kommenden erblickten, riefen sie zugleich mit einer Stimme: „I was Tausend! Seid ihr schon wieder da? Das war eine kurze Fahrt, euer Glück zu versuchen." — „Sind so lang ausgeblieben, als es uns eben gefallen hat", versetzte Christel kurz. — „Lirum, larum", meinten die Weiber, „euch ist's gewiß nicht gut ergangen, daß ihr so schnell wiederkehrt!" — „Merkst du's?" wisperte Steffel dem Christel zu, indem er ihn mit dem Ellbogen stieß. — „Ei was, nicht gut ergangen!" sagte Christel ärgerlich. „Warum sollt' es uns denn nicht gut ergangen sein?" Die Weiber waren gescheit und rochen den Braten. „Nun", riefen sie lachend, „weil euch eine Hexe was angetan, um euch zu lehren, daß es nirgend so gut ist als daheim, und daß ihr künftig hübsch bei euern Weibern bleiben sollt." Und sie lachten fort, daß sie gar kein Ende fanden zu lachen. Jetzt waren Christel und Steffel überzeugt, daß ihre Weiber mit der Alten unter einer Decke steckten, und diese brauchten nicht viel Mühe, ihren Männern die Erzählung des Abenteuers zu entlocken.

Die Weiber verstanden sich auf ihren Vorteil, sie ließen die Männer vorläufig bei dem Glauben, den sie hatten, und die beiden Faulenzer blieben hübsch daheim, arbeiteten fleißig mit ihren Weibern und wurden ganz zufriedene Hausväter.

24. Der Traum des Hausierers.

(Aus England.)

In alter Zeit, als es auf der Londoner Brücke noch einen Laden am anderen gab, und als der Lachs noch unter den Brückenbogen herumschwamm, da lebte in Swaffham, in der Grafschaft Norfolk, ein armer Hausierer. Es wurde ihm sauer genug, sich sein täglich Brot zu verdienen, und wenn er mit dem Sack auf dem Rücken, von seinem Hund begleitet, den ganzen Tag herumgewandert war, so war er des Abends von Herzen froh, wenn er sich hinlegen und schlafen konnte. Nun geschah es einmal, daß er einen Traum hatte; und ihm träumte, er sähe die große Brücke der Stadt London und er hörte eine Stimme, die verkündete ihm, er würde Freudiges erfahren, wenn er dorthin wandere. Er achtete aber nicht weiter darauf. In der nächsten Nacht träumte ihm dasselbe und in der dritten Nacht noch einmal.

Da sprach er bei sich: „Ich muß doch sehen, wie das abläuft", und machte sich auf den Weg nach London. Es war ein weiter Weg, und er war froh, als er endlich an die Brücke kam und die großen Häuser rechts und links sah und dazwischen das Wasser, auf dem die Schiffe segelten. Den ganzen Tag ging er auf der Brücke auf und ab, doch hörte er nichts, was ihm Hoffnung gab. Und am nächsten Morgen stand er wieder da und schaute entlang und ging wieder herüber und hinüber, aber er sah nichts und hörte nichts. Als er auch am dritten Tage noch dastand und spähte, sagte einer der Ladenbesitzer zu ihm:

„Mein Freund, was stehet Ihr hier so müßig da? Habt Ihr keine Waren zu verkaufen?"

„O nein", sagte der Hausierer.

„So bittet Ihr wohl die Vorübergehenden um Almosen?"

„Das tu ich nicht, solange ich mich selbst erhalten kann!"

„Nun bitt ich Euch, was wollt Ihr hier und was ist Euer Geschäft?"

„Wenn Ihr die Wahrheit wissen wollt, lieber Herr, mir träumte, wenn ich hierher käme, so würde ich eine gute Nachricht bekommen."

Als der Kaufmann dies hörte, lachte er laut auf.

„Was für ein Narr seid Ihr, einer solchen Dummheit wegen die Reise zu unternehmen. Höret zu, armer dummer Bauerntölpel; ich selber habe viele Träume des Nachts, und vorige Nacht träumte mir, daß ich in Swaffham wäre, einem Ort, den ich gar nicht kenne — aber ich glaube, er liegt in Norfolk —, und es war mir, als sei ich in einem Obstgarten hinter dem Hause eines Hausierers, und in diesem Obstgarten stand ein großer Eichbaum. Dann deuchte mir, ich würde einen großen Schatz finden, wenn ich unter diesem Baume grübe. Aber glaubt Ihr, daß ich solch ein Narr wäre, eine so lange und beschwerliche Reise dieses dummen Traumes wegen zu unternehmen? Nein, mein Lieber, lernt von einem, der klüger ist, als Ihr. Geht nach Hause und kümmert Euch um Euer Geschäft."

Als der Hausierer dies hörte, sprach er kein Wort, sondern freute sich in seinem Herzen, eilte schnell nach Hause und grub unter dem großen Eichbaum nach, wo er einen ungeheuer großen Schatz fand. Er wurde sehr reich dadurch, doch vergaß er über dem Reichtum seine Pflicht nicht. Er ließ die Kirche von Swaffham neu bauen, und als er starb, setzten sie ihm ein Denkmal, auf dem er mit seinem Hausierersack und dem Hunde abgebildet wurde. Und noch heute steht es da — da seht ihr, daß ich nicht lüge!

25. Der Schmied in der Kirche.

(Aus Tirol.)

Einem Schmied wollte es durchaus nicht gelingen, das Eisen zusammen zu schweißen. Endlich warf er es voll Zorn in einen Winkel und ging, da es gerade zum Gottesdienst läutete, in die Kirche. Wie er diese betrat, sagte eben der Herr Pfarrer: „Sanctus, sanctus!" Der Schmied, welcher etwas schwerhörig war, glaubte, der Pfarrer habe „Sand druf, Sand druf" gesagt. Jetzt fiel's ihm denn auch ein: „Jo, bi Gott, Sand druf, Sand druf!" eilte nach Hause, streute Sand auf das glühende Eisen, und das Zusammenschweißen ging nun flott vonstatten.

26. Der gute Hirte.

(Aus Deutschland; pommerisch.)

Der Schäfer Johann Matthies war eines Sonntags in die Kirche gegangen und hatte seinen unzertrennlichen Begleiter, den getreuen Schäferhund „Seemann", mitgenommen. — Der Pastor predigte über das Evangelium vom guten Hirten und sagte in der Auslegung u. a.: „Ein guter Hirte verläßt niemals seine Schafe, er weilt Tag und Nacht bei ihnen und bleibt keine Stunde von ihnen fern." Da sagte der Schäfer: „Kumm fix, min Hund, de Mann föngt an to sticheln", und verließ alsbald die Kirche.

27. Was waren denn das für zwei?

(Aus Deutschland.)

Am Ostermontag war eine Frau auf dem Wege zur Kirche. Da begegneten ihr zwei Fleischhauer und fragten, ob sie Kälber zu verkaufen hätte. Zufällig traf sich's, daß sie ein Kalb verkaufen wollte. Sie kehrte daher um und ging mit den beiden nach Hause, und sie wurden handelseinig. Aber die Predigt wollte sie nicht versäumen, wenn's auch schon spät geworden war. Sie beeilte sich, soviel sie konnte, um noch rechtzeitig zu kommen. Doch als sie zur Kirchentür eintrat, war der Pastor schon mitten im Reden. Die Osterpredigt handelte von den zwei Jüngern, die mit dem Herrn Christus nach Emmaus gingen; und gerade, als die Frau hereinkam, rief der Pastor: „Was waren denn das für zwei, die da mitgingen?" und hielt ein wenig inne. Da meinte die Frau, das gelte ihr, und sie antwortete: „Här, det wehren twee Fleischhauer, de köfften mi en Kalf af."



28. Peiper oder Pfeffer?

(Aus Deutschland; pommerisch.)

Ein Bauer trat in einen Kramladen und verlangte „Peiper“. Der Kaufmann glaubte nicht recht gehört zu haben und fragte: „Wünschen Sie vielleicht Pfeffer?“ „Bi Jüch mag dat woll so heite,“[1]) erwiderte der Bauer, „ick nenn dat Peiper.“ „Nein, lieber Mann, es heißt Pfeffer“, belehrte der Kaufmann. Der Kaufmann brachte nun einige Pfefferkörner herbei und legte sie auf den Ladentisch. Da bückte sich der Bauer und sprach „Peiper“. Die Körner blieben liegen. Darauf brachte er das Wort „Pfeffer“ heraus, und von dem scharfen Hauch rollten die Körner davon. „Seine Sei“,[2]) sagte der Bauer, „segg ick[3]) „Peiper,“ dann bliwe[4]) de Dinger ruhig liggen; segg ick aber „Pfeffer,“ denn lope sei furt.[5]) Also ward woll „Peiper“ richtig sinne.“

29. Der gebesserte Schuster.

(Aus Mähren; walachisch.)

Es war einmal ein Schuster, und der arbeitete gewöhnlich am Sonnabend bis über die Mitternacht, ja bis früh, wenn schon die Leute aus der heiligen Messe nach Hause gingen. Am Montag feierte er natürlich den blauen Montag, wie alle unordentlichen Handwerker, und am Dienstag saß er noch in der Schenke.

Spät abends an einem Sonnabend kam ein Rauchfangkehrer zu ihm in die Stube und bat ihn um ein Nachtlager. Der Schuster schien ihn nicht zu hören und arbeitete emsig fort. „Ich bitt' Euch, Meister“, sagte der Rauchfangkehrer, „laßt mich bei Euch übernachten! Es ist schon zu spät, als daß ich noch nach Hause käme.“ — „Kann nicht sein, hab' eine kleine Stube!“ erwiderte der Schuster. „Ich werd' Euch nicht viel Platz wegnehmen,“ meinte der Rauchfangkehrer. „Kann nicht sein!“ wiederholte der Schuster. Der Rauchfangkehrer ging aber nicht aus dem

1) Bei Euch mag das wohl so heißen. 2) Sehen Sie. 3) Sag' ich. 4) bleiben. 5) laufen sie fort.



Dähnhardt, Schwänke. Zu Seite 65.

Hause, sondern in die Küche, und kroch von dort in den Ofen, wo er glücklich einschlief.

Der Schuster arbeitete bis in den Tag hinein. Sein Weib stand auf und sagte: „Peter, Peter! daß du den lieben Herrgott nicht fürchtest! Die Leute gehen schon haufenweise in die Kirche, und du arbeitest noch immer, wie an einem Werktag." — „Halt' das Maul, du Sonntagsweisheit!" versetzte der Schuster unwillig. „Hab viel Arbeit, und darum muß ich arbeiten."

Sein Weib ging zur Messe. Als sie nach Hause kam, schusterte Peter noch. Sie blieb zwischen der Tür stehen und rief: „Um des Himmels willen, Peter, laß es doch einmal sein!" Der Schuster wetterte und nähte emsig fort.

Sein Weib ging, um Feuer in den Ofen zu legen. Als sie in die Stube zurückkam, sah sie, daß ihr Mann noch arbeitete. Da geriet sie in Zorn und rief: „Du schusterst noch? O du gottlose Haut, dich wird gewiß einmal der Teufel holen, weil du nicht folgen willst!" In dem Augenblicke schlug der erwachte Rauchfangkehrer, den das Feuer zu brennen anfing, den Ofen durch und sprang in die Stube. Der Schuster meinte, es komme der Teufel, schlug das Fenster ein und sprang auf die Gasse, der Rauchfangkehrer durch das Fenster ihm nach und das Weib, in der Meinung, der Teufel hole ihren Mann, hinter dem Rauchfangkehrer, indem sie aus vollem Halse schrie: „Teufel, ich bitt' dich, nimm mir meinen Mann nicht! Mann lauf und bekreuzige dich!"

So rannten alle drei bis auf den offenen Platz, wo die Leute sie verwundert betrachteten. Dort erst machten sie Halt, es kam zur Erkennung, und der Schuster kehrte beschämt zurück. Von dem Tage an ging der Schuster in sich, schusterte nicht am Sonntag, feierte auch keinen blauen Montag mehr und befand sich wohl dabei.



30. Die drei Freunde auf der Jagd.

(Aus Malta.)

Drei Freunde gingen einmal auf die Jagd, hüteten sich aber sehr, dem Flurwächter zu begegnen, weil sie keine Jagdkarten hatten. Da sich nun keiner von den gefürchteten Flurwächtern zeigen wollte, so wurden sie allmählich sorgloser und riskierten sogar ein Mittagsschläfchen; doch legten sie sich ziemlich weit voneinander einzeln nieder. Der erste von diesen Männern hieß Domeniko und mit seinem Spitznamen zusammen Domeniko ta Krutsch (d. h. Kreuz-Domeniko); der zweite hieß Ninu oder Ninu ta Mulei (d. h. Herrgotts-Ninu); der dritte hieß Murad oder Murad tal Kamar (d. h. Mond-Murad).

Soweit ging alles gut! Die drei schnarchten und schliefen den Schlaf des Gerechten. Plötzlich erhält Domeniko einen Stoß, und wie er seine Augen aufschlägt, gewahrt er einen Polizisten, der ihn barsch anfährt: „Wie heißt du? Rufnamen und Spitznamen!" Domeniko besann sich nicht lange und rief: „Ninu ta Mulei!" Der Polizist schrieb diesen Namen auf und ging weiter und gelangte dahin, wo er den zweiten Schläfer liegen sah. Dieser erwiderte auf die Frage nach seinen Namen: „Murad tal Kamar!" Wieder ging der Polizist weiter und entdeckte in einiger Entfernung den dritten, welcher ebenfalls ohne Zaudern antwortete und sagte: „Ich heiße Domeniko ta Krutsch!" Der Polizist ging dann seiner Wege, und die drei Freunde brachen auch auf, — doch verriet keiner dem anderen, was ihm passiert sei, und wessen Namen er genannt habe. Männer können eben manchmal gerade so gut wie die Weiber schweigen, nur versuchen sie es nicht oft.

Eines Tages erhielten Domeniko, Ninu und Murad Vorladungen vor Gericht. Natürlich sagten sie es einander nicht, sondern schwiegen; aber jeder dachte bei sich: „Mein Freund ist angezeigt worden, und das kommt daher, weil ich damals seinen Namen genannt habe. Wahrscheinlich muß ich nun gegen ihn schwören!" Und jeder beschloß, im Gerichte zu beschwören, daß er damals die Wahrheit gesagt habe. Doch wie erstaunten sie, diese braven, rechtschaffenen drei, — als sie allesamt auf die Bank der Angeklagten zu sitzen kamen, und als der Richter ihnen vorhielt, daß sie samt und sonders wegen Jagdfrevels verurteilt würden.

Einer sah den anderen an, und bald begann ein allgemeines Zanken, indem jeder rief: „Du scheinst mir ein schöner Freund zu sein, — du nennst meinen Namen anstatt des deinigen und bringst mich auf die Anklagebank!" Und da jeder recht haben wollte und sie sich immer lauter stritten, wurde der Richter aufmerksam und rief: „Weise ist euer Tun, — sehr weise! Ich bemerke soeben, daß ihr euch nicht nur wegen Jagdfrevels, sondern auch wegen Angabe falscher Namen zu verantworten habt! Der Esel macht sich bei Tage durch seine langen Ohren, bei Nacht aber durch seine Stimme kenntlich! So geht es auch euch!" So wurden sie alle drei verurteilt, und jeder schob die Schuld auf den anderen! Schwindler aber waren sie alle drei.

31. Das Wunder des heiligen Franziskus.

(Aus Malta.)

Es war einmal ein bettelnder Franziskanermönch, der es besser verstand als seine übrigen Ordensbrüder, auf seinem Rundgange immer den Sack bis obenan voll zu bekommen. Eines Tages rief ihn ein anderer Mönch auf die Seite und fragte: „Bruder Karm, wie stellst du es denn an, immer so schwer beladen heimzukommen?" Worauf Bruder Karm harmlos erwiderte: „Ich wirke Wunder! Komm nur einmal mit mir, wenn ich zu den Bauern gehe!"

So gingen die beiden denn eines Tages zusammen hin, und gleich im ersten Bauernhause erhielt Frater Karm eine Menge Eier. „Gott vergelte es euch tausendfach, was ihr für den heiligen Franziskus tut!" rief Bruder Karm und machte sich wieder auf den Weg. Es war sehr heiß, und nach weiterem langen Marschieren setzten sich die beiden Bettelmönche nieder, um im Schatten der Feigenbäume auszuruhen. Nicht lange saßen sie da, als ihnen auch schon die Augen zufielen und sie laut zu schnarchen begannen. Sie bemerkten auch gar nicht, daß sie sich auf den gefüllten Sack gelegt hatten; und so kam es, daß sämtliche Eier zerdrückt wurden. Erst spät wachte Frater Karm auf und bemerkte mit Entsetzen, was sich zugetragen hatte. Sein Begleiter war ganz gebadet in Eiweiß und Eidotter; die gelbliche Brühe lief ihm das Gesicht herab,

und auch Frater Karm mußte bekennen, daß an seinem eigenen Barte nicht nur der Schweiß heruntertroff, sondern auch Eiweiß und Eigelb! Und nun fiel es ihm ein, daß es eine große Sünde sei, Gottesgabe zu verwüsten, und schnell holte er seinen Stock herbei. Dieser Stock aber war ziemlich dick und innen ausgehöhlt. Sogleich begann er, die Eierbrühe mit den Händen zu sammeln und den Stock damit zu füllen. Dann trocknete er Gesicht, Bart und Kutte seines Begleiters, tat an sich das gleiche, und zu guter Letzt sammelte er auch noch, was auf den Erdboden gefallen war. So wurde der Stock ziemlich voll gefüllt. Dann machte er sich auf samt seinem Mitbruder, den er inzwischen geweckt hatte, und setzte seinen Rundgang fort.

Als sie jetzt zu einem reichen Bauern kamen, rief dieser: „Bei mir wird nichts gegeben! Es ist doch nur für die Mönche! Der Heilige weiß nichts von der ganzen Sache, — geschweige denn, daß er mir die Gabe vergelten würde!" Aber der weise Frater Karm versetzte: „Glaubst du auch dann nicht an die Allwissenheit des heiligen Franziskus, wenn er vor deinen Augen ein Wunder geschehen läßt?" „Dann glaube ich gern daran und fülle dir deinen Sack! Aber es muß ein sichtbares Wunder werden, — nicht ein Wunder, das man nur in der Seele spürt!" „Gut! Wie wäre es, wenn er dir etwas Eßbares schickte? Hättest du zum Beispiel gern einen knusprigen Eierkuchen von ihm? Sag es, wenn du gerne einen essen möchtest, denn wisse: Heilige lassen sich nicht so ohne weiteres beschuldigen; sie sind sofort beleidigt und wirken dann kein Wunder!" „Nun ja! So wünsche ich mir denn einen großen Eierkuchen; aber er muß Himmelsgeruch haben! Gewöhnliche Eierkuchen haben wir jeden Tag!" Da hieß ihn der Frater eine Pfanne auf das Feuer stellen und sagte: „Brauchst kein Öl und auch kein Fett hineinzugeben; das besorgt schon der Heilige! Geh nur für einen Augenblick weg!" Der Bauer drehte der Pfanne den Rücken, und der Frater spuckte hinein, worauf sich der Bauer umdrehte und rief: „Es zischt schon, es zischt schon, und herrlich riechen tut es auch schon!" Der Frater aber versetzte: „Jetzt werden gleich die Eier kommen; nur weiß ich nicht, wo sie der Heilige verborgen hat. Doch halt! Vielleicht stecken sie im Stock! Die Heiligen haben manchmal seltsame Mittel! Bauer, bitte den Heiligen, den Stock hier wundertätig zu machen!" Der Bauer tat das, und währenddem spuckte der Frater alle Augenblicke in die Pfanne. Zuletzt schrie er:

„Ich spüre es, — ich weiß, die Eier sind im Stocke!" Dann schlug er ein Kreuz, hob den Stock auf, öffnete dessen kleine Kapsel und ließ die Eierbrühe in die Pfanne laufen. Der Bauer fiel zur Erde nieder und rief immer wieder aus, daß er solch großer Gnade unwürdig sei. Der Frater aber mahnte ihn an das gegebene Versprechen und zog reich beladen mit seinem erstaunten Begleiter ab, nachdem sie es ausgeschlagen, am Mahle des Bauern teilzunehmen, der wiederholt versicherte, es besäße den rechten Himmelsduft!

32. Wie der Geistliche die Nägel am Hufe des Esels zählte.

(Aus Malta.)

In der Hauptstraße der Stadt befand sich eines Tages eine größere Gesellschaft junger Menschen, die sich damit vergnügte, Vorübergehende mit unliebenswürdigen Fragen zu belästigen. Wie sie nun in der Ferne einen Geistlichen daherkommen sahen, — einen alten, weisen Mann, — da rief einer der Burschen: „Jetzt werdet ihr einen köstlichen Scherz erleben! Überlaßt es mir, an den Geistlichen eine Frage zu stellen!" Kaum langte der Geistliche bei ihnen an, so trat der junge Mensch auf ihn zu und sagte: „Wir befinden uns in einer argen Verlegenheit und wissen uns nicht zu helfen; könntest du uns nicht durch deinen Rat helfen?" „Gerne, — wenn es mir möglich ist!" „Gut! Da du also ein Mann Gottes, ein Mann der höchsten Weisheit bist, so wirst du uns wohl sagen können, wie viele Nägel man braucht, um den Huf eines Esels zu beschlagen! Braucht man zehn oder dreizehn?" Der Geistliche kümmerte sich nicht um das Lachen der Umstehenden, sondern sagte ruhig und gelassen: „Deine Frage ist sehr leicht zu beantworten! Bitte, heb' einmal deinen Fuß auf und laß mich die Sohle deines Stiefels sehen!"



33. Hühnchen mit einem Bein.

(Aus Belgien; vlämisch.)

Jesus ging einmal mit Sankt Peter auf Reisen und kam in die Nähe einer großen Stadt; er wollte aber nicht hinein, auch nicht hindurch gehen, sandte darum Sankt Peter mit vier Stübern dahin, um etwas Essen zu kaufen. Peter schritt lustig auf den Markt los, fand aber wenig mehr, weil es schon Mittag war, und mußte endlich mit einem gebratenen Hühnchen vorlieb nehmen. Das kaufte er und machte sich auf den Rückweg nach der Stelle, wo Jesus seiner wartete. Unterwegs aber roch ihm das Hühnchen so gut, daß er es ein paarmal unter die Nase hielt und am Ende ihm gar ein Beinchen abriß und aufschmauste.

Als er zu Jesus zurückkam, war der gar erfreut ob des schönen Hühnchens, sprach aber dabei: „Siehe doch, Peter, wie kommt das; das Hühnchen hat ja nur ein Bein.“ — „Natürlicherweise“, antwortete Peter, „denn hierzulande haben doch die Hühner alle nur ein Bein, das müßet Ihr doch schon gemerkt haben.“ — „Bis jetzt noch nicht“, sprach Jesus, schüttelte den Kopf ein bißchen und zerteilte das Huhn; nachdem es aufgezehrt war, setzten beide ihre Reise fort. Es dauerte nicht lange, und sie kamen an einem Bauernhof vorbei, wo eine Menge von Hühnern auf Karren und Leitern saß und schlief, und zwar — wie die Hühner pflegen — auf einem Bein. Alsbald zog Sankt Peter Jesum beim Ärmel und flüsterte: „Sieh da, sieh da, Herr, die Hühner haben alle nur ein Bein.“ — „Das ist in der Tat wahr“, sprach Jesus, „aber wie können die mit dem einen Beine laufen?“ — „O ganz gemächlich“, antwortete Sankt Peter, „sie hüpfen und schlagen mit den Flügeln dazu.“ — „Das möchte ich gar zu gerne einmal sehen“, sprach Jesus darauf, „das muß sich wunderlich ausnehmen“; und damit machte er „Psch, Psch, Psch“, und zugleich liefen die Hühner alle mit zwei Beinen von dannen. „Da hast du mir einmal etwas aufbinden wollen; Peter, Peter!“ sprach Jesus mit dem Finger drohend, aber Sankt Peter ließ sich nicht verblüffen, sondern fiel schnell ein: „Ei nein, bewahre! Das ist mir schön; hättest du unserem Hühnchen einmal ‚Psch, Psch!‘ zugerufen, es würde auch schon seine zwei Beine bekommen haben.“



34. Sankt Peter mit der Geige.

(Aus dem Aargau.)

Als Christus und Petrus noch auf Erden wandelten, kamen sie einmal an einem Wirtshaus vorbei. „Herr", sagte Petrus, „wie ist's doch heute so heiß! Wie wäre es, wenn wir uns hier unter diesen fröhlichen Leuten ein Weilchen ausruhten. Steht doch auch in der Schrift zu lesen: Es ist meine Freude bei den Menschenkindern zu sein." — „Ei, Peter," versetzte der Herr darauf und drohte mit dem Finger. „Freilich heißt es so, aber für die Kinder Gottes. Für die Kinder dieser Welt sagt ein Sprichwort: Einem Fuder Heu und einem betrunkenen Bauern muß man aus dem Wege gehen. Doch wie du willst." Der Jünger machte sich die Nachgiebigkeit des Herrn sogleich zunutze. Dieser hatte noch nicht ausgeredet, als Petrus ihn stehen ließ und mit

großen Schritten auf die Schenke zustieg. Das mißfiel dem Herrn, und so dachte er, der sollte einen Denkzettel haben, und so geschah, als Sankt Peter auf die Schwelle des Hauses trat, ein Wunder: ohne daß er's merkte, hing ihm plötzlich eine Geige auf dem Rücken. Wie er nun in die Zechstube trat, erhob das Volk dort wie aus einem Halse ein lautes Jubelgeschrei. Schnell schoben sie die Bänke zurück, kriegten die Mädchen bei der Hand, stampften mit den Absätzen und riefen dem Spielmann mit der Geige zu, er solle sogleich zum Tanze aufspielen. Es half nicht, daß Sankt Peter erwiderte, er sei gar kein Spielmann und habe sein Lebtag keine Fiedel in der Hand gehabt. Sie rissen ihm die Geige vom Rücken und zeigten sie ihm, dann drängten sie ihn in einen Winkel und befahlen ihm aufzuspielen, sonst erginge es ihm schlimm. Sankt Peter verwunderte sich sehr über die Geige und dachte, ein Spaßvogel habe sie ihm heimlich angehängt. Als er sich aber weigerte, Musik zu machen, wurden die Burschen grob, und so mußte er's versuchen. Er begann daher mit dem Fiedelbogen draufloszustreichen, daß ihm von der Arbeit und der Angst Schweißtropfen so groß wie die Haselnüsse von der Stirne fielen. Als aber gar nichts dabei herauskam, was wie ein Tanz klang, geboten ihm die Bauern Ruhe und verwiesen ihn an einen Tisch hinterm Ofen, wo er allerhand Stichelreden und Spöttereien hören mußte. Die einen sagten, er geige mit Absicht schlecht, und dafür sollte man ihm den Heimweg gehörig versalzen, die anderen meinten, er sei ein Pfuscher, und das müsse ihm sogleich mit grober Münze bezahlt werden. Alle tranken ihm spöttisch zu, verboten aber dem Wirte, ihm auch nur ein Glas einzuschenken. So saß er da voll Angst und Durst und dachte: „Wenn doch nur der Herr käme"; denn der war bis jetzt noch nicht in der Stube erschienen. Endlich trat er ein und sah seinen Jünger betrübt hinterm Ofen sitzen. „O Herr", sagte dieser leise, „ob wir wollen oder nicht, wir müssen heute hier über Nacht bleiben. Denn draußen ist's schon finster, und die Bauern wollen uns im Walde mit Knütteln zu Leibe und uns auf dem Felde mit Steinen werfen. Bitte daher den Wirt um einen Schoppen zur Nachtzehrung, damit er uns im Hause behält und ein Bett hergibt." Auch diesmal sagte der Herr: „Wie du willst", und so gingen sie zu Bett.

Als sie nun die Stiege hinaufkamen und in ihre Kammer traten, fanden sie da nur ein einziges Bett an der Wand, und so mußten

sie zusammenschlafen. Da sagte Petrus: „Herr, das Gliederreißen, das ich mir beim Fischfang zugezogen habe, macht mir unruhigen Schlaf; darum wirst du wohltun, dich hinter an die Wand zu legen und mir zu erlauben, daß ich auf der Vorderseite bleibe." Der Herr antwortete: „Wie du willst, schlafe du vorne, so will ich mich hinten hinlegen."

Als sie nun eingeschlafen waren, hatten die Bauern unten in der Wirtsstube weiter gezecht, und der Geiger saß ihnen noch immer im Kopfe. „Der Lügenhals", sagten sie, „der die Geige auf dem Rücken hat und noch nie eine Geige angerührt haben will! Wahrhaftig, dem sollte noch ein hagebüchener Schlaftrunk eingeschenkt werden." Und gesagt, getan: sie stürmten in die Kammer, wo die beiden schliefen, hinauf, griffen den Vornliegenden, rissen ihn aus dem Bett und bearbeiteten ihn eine Weile nach Leibeskräften, worauf sie ihn liegen ließen und fortgingen. Sankt Peter tappte seufzend nach dem Bette zurück und weckte dabei den Meister, der bisher ruhig fortgeschlafen hatte. In seinem Elend wußte er die Störung nur dadurch zu entschuldigen, daß er sagte, sein gestriger Durst habe ihn auch noch im Schlafe geplagt, und da er trinken gewollt, sei er aus dem Bette gefallen. „Ich will dich aber mit meinen Träumen nicht wieder stören", fuhr er fort; „darum sei so gut und laß mich von jetzt an hinten liegen." — „Wie du willst", sagte der Herr, „leg' dich an die Wand, und ich will vorne liegen."

So schliefen sie wieder ein. Die Bauern unten aber waren über den Geiger noch nicht beruhigt und wollten noch einmal hinauf. „Diesmal aber", sagten sie, „wollen wir seinen Begleiter vornehmen, das ist der Meister, der hat ihn vorhin zu seiner Fopperei angestiftet, der muß seinen Lohn nun auch haben." Und so stürmten sie abermals in die finstere Kammer hinauf. „Es ist einer wie der andere", schrien sie, „nehmt jetzt den an der Wand ins Gebet." Und Sankt Peter wurde wieder herausgeschleppt aus dem Bett und wieder ganz weidlich durchgeprügelt.

Als sie endlich damit fertig waren und gingen, wußte Petrus nicht mehr zu erraten, auf welcher Seite des Bettes man sicher vor ihnen wäre, und so weckte er ganz sachte den Herrn und sprach: „Es will Morgen werden, Meister. Schon zweimal hat der Hahn gekräht, laß uns aufstehen, und von hinnen gehen." — „Wie du willst", antwortete der Herr. „Damit wir aber unsere Schuldigkeit im Hause bezahlen,

ohne den Wirt und seine Gäste so früh schon wecken zu müssen, so nimm hier diese drei Pfennige und lege sie der Magd unten auf den Herd." Froh über diese Rede schlich sich Sankt Peter leise in die Küche und dann zur Hintertür hinaus. Er holte den Herrn bald ein und beichtete ihm nun die Wahrheit über die vergangene Nacht.

35. Das Gegengeschenk.

(Aus Deutschland.)

Ein Fürst hatte sich einmal im Walde verirrt und kam bei der Nacht an die Hütte eines armen Köhlers. Der war aber selbst über Land, und die Frau kannte den gnädigen Herrn nicht. Doch nahm sie ihn wohl auf, sagte ihm aber gleich voraus, daß es um die Bewirtung schlecht aussehe, denn sie hätte nichts als Erdäpfel und selber kein Bett: er müßte also auf dem Heuschober schlafen. Weil aber der Herr hungrig und müde war, schmeckten ihm die Erdäpfel wie Eidotter, und auf seinem Daunenbette hatte er noch selten besser geschlafen, als hier auf dem Heu.

Das rühmte er auch am Morgen, als er seinen Heimweg antrat und der Frau zum Abschied ein Goldstück reichte. Weil aber der Herr sagte, das sollte sie zum Andenken haben, hielt sie es für eine Denkmünze und bedauerte nur, daß sie kein Loch daran sah. Denn so konnte sie es nicht am Halse tragen. Als nun der Köhler nach Hause kam, erzählte ihm die Frau von dem vornehmen Gast, der ihr die Denkmünze geschenkt hätte. Da merkte er gleich an der Beschreibung und an der kostbaren Gabe, daß es der Fürst gewesen war, und freute sich, daß ihm seine Erdäpfel wie Eidotter geschmeckt hätten. „Es ist aber auch wahr", sagte er, „bessere Erdäpfel können auf der ganzen Welt nicht wachsen, als hier in dem sandigen Waldboden. Aber es ist doch zu viel, was dir der Herr für eine Nacht auf dem Heu und für eine Schüssel Erdäpfel gegeben hat. Ich will ihm noch ein Körbchen voll bringen, weil sie ihm so gut geschmeckt haben."

Sogleich machte er sich auf und kam nach dem Schlosse und begehrte Einlaß. Die Schildwachen und die betreßten Lakaien wollten ihn abweisen; er kehrte sich aber nicht daran und sagte, sie sollten ihn

nur melden, er begehre ja nichts, und wer bringe, sei überall willkommen.

So kam er in den Audienzsaal und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt neulich in meiner Hütte geherbergt und das harte Heulager und eine Schüssel Erdäpfel mit einem Dukaten bezahlt. Das war zu viel, wenn Ihr gleich ein großer Herr seid. Darum bringe ich Euch noch ein Körbchen von den Erdäpfeln, die Euch wie Eidotter geschmeckt haben: laßt sie Euch wohl bekommen! Und wenn Ihr wieder bei uns einkehrt, stehen Euch noch mehr zu Diensten."

Da gefiel dem Fürsten die Einfalt des Mannes, und weil er gerade bei guter Laune war, schenkte er dem Köhler einen Hof mit dreißig Morgen Land.

Der arme Köhler hatte aber noch einen reichen Bruder, der neidisch und habsüchtig war. Als der von dem Glücke hörte, das dem Köhler widerfahren war, dachte er: „Das könnte dir auch blühen! Ich hab ein Pferd, das dem Fürsten gefällt; es war ihm aber doch zuviel, als ich sechzig Dukaten dafür begehren ließ. Jetzt geh' ich hin und schenk es ihm: Hat er dem Hans einen Hof mit dreißig Morgen Land für ein Körbchen Erdäpfel geschenkt, so wird mir wohl noch etwas Besseres zuteil werden." Da nahm er sein Pferd aus dem Stall und führte es vor das fürstliche Schloß, ließ den Knecht damit halten und schlug sich geradeswegs durch die Lakaien und Trabanten in das Audienzzimmer.

„Fürstliche Gnaden", sagte er, „ich höre, daß Euch mein Pferd gefällt. Für Geld hab' ich es nicht lassen wollen, aber habt die Gnade und nehmt es zum Geschenk von mir an. Es steht draußen vor dem Schloß und ist ein so stattliches Tier, wie Ihr keins in Eurem Marstall habt."

Der Fürst merkte gleich, wo der Has hüpfte, und dachte bei sich: Wart, Gaudieb, dich will ich bezahlen. „Ich nehme Euer Geschenk an", sagte er, „wenn ich gleich nicht weiß, was ich Euch dagegen geben soll. Aber wartet, da ist ein Körbchen Erdäpfel, die wie Eidotter schmecken. Sie kosten mich einen Hof mit dreißig Morgen Land: damit ist Euer Pferd reichlich bezahlt, ich konnte es ja für sechzig Dukaten haben."

Damit reichte er ihm das Körbchen mit Erdäpfeln und entließ ihn in Gnaden. Sein Pferd aber ward in den fürstlichen Marstall geführt.

36. Die Schlange.

(Aus Deutschland; schwäbisch.)

„Do Bua!" sagte ein Bauer in Mundingen zu seinem Sohn, „bring de Säu amool die Kartoffeln do!" Der Junge gehorchte und ging in den Hof. Als er jedoch eben im Begriff war, die Türe des Schweinestalls zu öffnen, sah er aus einer Ritze ein mächtig langes, gelbes Ding herausbaumeln, das sehr verdächtig hin und her züngelte. Entsetzt ließ er seine Erdäpfel fallen und lief zurück in die Stube. „Herr Jeses, Herr Jeses!" schrie er seinem Vater entgegen, „im Saustall ischt a wüatig grause Natter!" Dem Bauer blieb bei dieser Nachricht ein Rädle Stuttgarter Wurst, das er eben zum Abendbrot verzehren wollte, im Halse stecken. Doch faßte er bald wieder Mut, sagte einen frommen Spruch vor sich hin und ging, mit einer Heugabel und einem Beil versehen, in Gottes Namen auf den Schweinestall los. Richtig! da schwänzelte das wüste Ding immer noch aus der Ritze heraus.

So groß und so giftig hatte er es sich aber doch nicht gedacht, und der Gedanke, es ohne Beihilfe umzubringen, verging ihm bei diesem Anblick ganz und gar. „Lauf, was de kahnst zum Schmied!" rief er deshalb seinem Jungen zu, „und sag em, er soll tapfer mit a paar grauße Zanga komma." Der Junge lief, was er laufen konnte, und kam in wenigen Minuten mit dem Schmied und zehn bis zwölf Nachbarsleuten außer Atem zurück.

Jetzt ging das Verhandeln los; kein Mensch wagte sich an das gefährliche Ding heran, bis sich endlich der Schmied dreimal räusperte, die Augen zukniff und mit einem mächtigen Stemmeisen draufloshieb. In diesem Augenblick fing die Sau im Stalle drin ein mörderisches Geschrei an. Man riß die Türe auf und sah, wie das Tier unter jämmerlichem Grunzen ein Ringles'rum lief und sich vergeblich am Schwanz zu lecken suchte. Alle standen da und sperrten Maul und Nase auf; aber niemand sprach ein Wort. „Vater", sagte endlich der Sohn, „des Ding, des do aus dem Loch rausguckt hat, ist, glaube, der Sauschwanz gewea und koi Natter!" Und so war es auch.

37. Die Medizin.

(Aus Deutschland; schwäbisch.)

Im gesegneten Schwabenlande gibt es gottlob noch gar manchen, der sein Lebtag nicht krank gewesen oder nur wenig Speisen aus der lateinischen Küche bekommen hat. Zu diesen Glücklichen gehörte auch der Hansjörg von Michelhausen, bis sich bei ihm eines Tages gar bedenkliche Anzeichen irgendeiner Krankheit einstellten. Es war ihm plötzlich im Leib nicht mehr recht wie sonst, und seine stets große Lust zum Essen und Trinken war wie weggeblasen. Der Hansjörg machte sich jedoch nicht viel daraus. „Es wird sich schon wieder geben", sagte er. Aber sein Weib, die Käther, betrachtete die Sache ganz anders. Mit Schrecken dachte sie an die Möglichkeit, der Hansjörg könnte über Nacht sterben. Das wäre ein harter Schlag für sie gewesen, denn sie war sehr wohl mit ihm zufrieden und fest überzeugt, daß ein Ersatz für ihn gar nimmer zu finden gewesen wäre. Sie besann sich daher keinen Augenblick, sondern schickte sogleich den Knecht in die Stadt zum Doktor Schröpfer, und er möchte doch gleich nach Michelhausen kommen und nach dem Hansjörg gucken, der auf den Tod krank sei und kein Bröfele mehr essen mög! Nach einigen Stunden kam der Doktor angefahren. Er fand den Hansjörg mit zundelrotem Gesicht in der großen Himmelbettlade liegen, zugedeckt bis an die Nase. Mit bedenklicher Miene untersuchte der Doktor den Puls. „Nicht zum besten", brummte er kopfschüttelnd. Und wieder ergriff er den Puls, dessen Schläge er, auf seine große goldene Uhr schauend, aufmerksam zählte. „Er hat zu viel gegessen", sagte er dann bestimmt und streng zu dem erstaunten Hansjörg, „und dazu einen schnellen und hitzigen Trunk getan. Was hat Er denn in den letzten Tagen gegessen?" — „Ha", erwiderte ganz betroffen der Hansjörg, „ha! weiters grad nix als Sauerkraut und Knöpfle." — „Wann?" — „Vorgestern im Fäßle in der Stadt." — „So? im Fäßle. Aha, da hat Er gewiß auch einmal den heurigen Roten versucht?" — „Glaub' so, 's ist vom heurigen gewesen." — „So, so! wieviel hat Er davon versucht?" — „Ha, i glaub', es sind so ein Schöpple zehne oder elfe g'weßt!" — „Wär' grad nich z'viel", sagte der Doktor, „wenn der Wein nicht so donnermäßig stark wär'. Hansjörg, ich sag' Ihm, nehm'

Er sich diesmal in acht und bleib Er fein im Bett. Ich will Ihm zwölf Blutegel verschreiben, auf die wird's wohl besser werden. Wird's nicht besser, so schick' Er nur gleich wieder zu mir. Sein Knecht kann gleich mitfahren und die Blutegel holen." Die Käther, die dabeistand, atmete leicht auf. Der Doktor hatte gottlob nichts vom Sterben gesagt. Gegen Mittag brachte der Knecht die Blutegel. Lange betrachtete sie die Käther. Sie wußte im Augenblicke nicht, was sie damit anfangen sollte, denn die Art, wie man sie gewöhnlich zu gebrauchen pflegt, war ihr gänzlich unbekannt. Die Sache litt aber keinen Aufschub, der dem Hansjörg nur unheilbringend sein konnte. Deshalb entschloß sie sich schnell. „Der Doktor", sagte sie vor sich hin, „ist doch ein gar gescheiter Mann; weil der Hansjörg fast gar keinen ‚Appetit' mehr hat und die Bauernkost nicht recht vertragen kann, so hat er ihm die kleinen weichen Dinger verschrieben, daß sie ihm kein Loch in den Magen drücken. Der Doktor verschreibt doch nur zum Einnehmen, mit den kleinen Dingern wird's auch nicht anders sein!"

Somit ging die besorgte und geschäftige Bäuerin in die Küche und schürte ein gewaltiges Feuer an. Über das Feuer setzte sie die Flädlespfanne, in welche sie einen mächtigen Klumpen Schmalz legte, und als dieses geschehen war, die Blutegel hineinwarf. Mit prüfendem Blick beschaute die Käther ihr neues Gericht und freute sich herzinniglich, als die zwölf Blutegel so schön in der Pfanne schmorten. Zwar war ihr Anblick kein besonders einladender, und die Käther hätte um keinen Preis einen versucht. Aber es freute sie doch; galt doch das gelungene Werk ihrer Kochkunst dem Hansjörg! — „Du lieber Gott", sagte sie erstaunt, „was muß unsereins doch alles essen, wenn's der Doktor verschreibt; man sollt's fast gar nicht glauben, daß solches Zeug helfen könnt'!" Und seufzend über die Grausamkeit der Ärzte nahm sie die Pfanne vom Feuer und lief damit in die Stube, um dem Hansjörg die Arznei frisch und heiß in der Pfanne selbst vorzusetzen. „Jetzt laß dirs schmecken!" sagte sie freundlich und aufmunternd zu dem kranken Mann, „einen Salat habe ich dir nicht dazu gemacht, der taugt nicht für Kranke!" Damit reichte sie dem schmachtenden Hansjörg die zweizinkige Gabel und stellte sich erwartungsvoll neben das Bett, wie dem Patienten die köstliche Arznei schmecken würde. Seufzend richtete sich der Hansjörg im Bette auf. Er hatte inzwischen einen tüchtigen Appetit

verspürt. Seit dem Sauerkraut im Fäßle hatte er kein Bröſele mehr über die Zähne gebracht. Verwundert sah er das braune Gebäck an. Solch feine Sachen waren ihm im ganzen Leben noch nicht vor die Gabel gekommen. „Schlecht kann's nicht sein", dachte er, „sonst hätt's der Doktor nicht verschrieben!" Er besann sich daher nicht lange und aß tapfer darauf los. Die gebackene Arznei muß auch wirklich recht delikat gewesen sein, denn bald war auch nicht mehr einer von den Blutegeln in der Pfanne. „Gottlob", sagte die Käther, als sie die Pfanne wegnahm, „gottlob! er ißt doch wieder!" Herrlich hatte es dem Hansjörg geschmeckt. Zufrieden legte er sich auf die Seite und schlief den Schlaf des Gerechten bis zum späten Abend. Da freilich zwickte es ihn auf einmal ein wenig im Leibe, aber mit einem tüchtigen Schluck Kirschgeist wirkte er dem Übel kräftigst entgegen.

Der Hansjörg befand sich vollständig auf dem Wege der Besserung. Auch die Nacht ging ruhiger vorüber, gewürzt von einem gesunden, stärkenden Schlaf. Am anderen Morgen war dem Hansjörg zur großen Freude seiner getreuen und besorgten Käther wieder pudelwohl, und vergnügt ging er wie sonst an seine Arbeit. Nach einigen Tagen kehrte Doktor Schröpfer, der eben durch den Flecken fuhr, bei dem Hansjörg ein, um nach ihm zu sehen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er den Patienten völlig wiederhergestellt am Tische sitzen, hinter einem ansehnlichen Weinkrug und einer umfangreichen Schüssel Knöpflen. „Nun, Hansjörg", sagte er, „bei Ihm ist's bald besser geworden. Es scheint, die Blutegel haben Ihm sehr gut getan?" — „Schätz' wohl, Herr Doktor, die habet freilich g'holfen. Es sind nur schier z'viel g'wesen!" — „Ach was! Er ist ja ein vollblütiger robuster Mann." — „Ja freilich, Herr Doktor, schlecht sind sie grad nicht gewesen, aber herentgegen arg fett. Auf die letzt' hab' ich mich schier zwingen müssen." Der Doktor sah den Hansjörg fragend an. „Ha, wissetse, Herr Doktor!" fiel die Käther ein, „so gar trocken hätt' er's doch wohl nicht nehmen können, deswegen hab' ich die Dinger vorher im Schmalz ein bißle abprägelt." — „Ach so!" sagte der Doktor, der mit Mühe ein lautes Lachen unterdrückte. „Und hat Er alle gegessen?" — „Freilich, Herr Doktor, Sie haben ja zwölf verschrieben." — „Er ist pünktlich, Hansjörg. Es freut mich, daß Er so bald wiederhergestellt worden ist." Der Hansjörg freute sich ebenfalls und lobte den Herrn Doktor über alle Maßen, daß er die Krankheit mit einem so unfehlbaren Mittel gleich auf den Kopf getroffen.

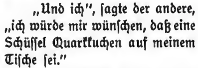
38. Der Zigeuner im Himmel und in der Hölle.

(Aus Ungarn.)

Es war einmal, ich weiß nicht wo, da war ein Zigeuner auf der Welt und zwei arme Männer. Einstmals gingen die zu dritt in den Wald, Holz zu fällen. Sie hackten und hackten, da auf einmal begann einer von ihnen:

„Was würden wir uns jetzt wohl wünschen, wenn Gott jedem von uns seinen Wunsch erfüllte?"

„Ich", sagte der eine arme Mann, „würde mir wünschen, daß, wenn ich heimkomme, auf meinem Tisch eine Schüssel Bratwürste sei und ein Weißbrot."



„Und ich", sagte der andere, „ich würde mir wünschen, daß eine Schüssel Quarkkuchen auf meinem Tische sei."



Der Zigeuner dachte: wozu sollst du vergebens etwas wünschen; in Erfüllung geht es ja doch nicht. Er wollte drum ein bißchen spaßen und sagte:

„Und ich würde mir wünschen, daß meine Frau zwölf Zigeunerjungen habe, wenn ich heimkomme."

Nun, dabei blieb's.

Abends, wie sie das Holz heimtragen, tritt der eine arme Mann in sein Haus, da findet er dort die Schüssel Bratwürste und das Weißbrot; geht auch der zweite hinein, und da ist die Schüssel mit Quarkkuchen; geht auch der Zigeuner nach Hause, — und was findet der dort? Eben will er das Holz in einem Winkel niederlegen, da

schreit seine Frau: „Legt's nicht dort hin, da ist ein Kind"; will er's in die andere Ecke tun: „Auch dort legt's nicht hin; da ist auch ein Kind"; will er's in den Ofenwinkel legen: „Dort legt's erst recht nicht hin, denn da sind zwei Kinder", will's hierhin legen, will's dorthin legen, überall, das ganze Haus ist voll mit Kindern, nirgends kann er es ablegen; schließlich wird der Zigeuner zornig:

„Zum Donnerwetter, wieviel Kinder sind denn hier?"

„Traun, es sind", antwortete die Frau des Zigeuners, „gerade rund zwölf."

Da erschrak der Zigeuner.

„Na, damit ich nicht der dreizehnte Mann in einem Hause bin — denn das ist eine unglückliche Zahl! — gehe ich lieber fort in die Hölle als Kaminheizer."

Kaum hatte er das gesagt, so erschien gleich ein hinkender Teufel, packte ihn beim Kragen und trug ihn fort in die Hölle als Kaminheizer.

Die zwölf Zigeunerjungen wuchsen heran und waren sehr stattlich, als sie das Jünglingsalter erreicht hatten. Einstmals fragte der jüngste seine Mutter:

„Meine liebe Mutter, hatten wir denn niemals einen lieben Vater? Wenn wir einen hatten, was ist aus ihm geworden, daß ich niemals etwas von ihm gehört habe?"

„Gewiß hattet ihr einen, mein Sohn; aber als ihr geboren waret, sagte er, daß die dreizehn eine unglückliche Zahl sei, er werde nicht der dreizehnte unter einem Dach sein, ging fort von Hause. Seitdem hat ihn niemand gesehen."

„Nun, wenn's so steht, liebe Mutter, werde ich ihn schon suchen; ich bringe ihn heim."

Damit zog der Zigeunerbursche in die Welt hinaus, seinen Vater zu suchen. Er suchte ihn und suchte. Das ganze Erdenrund hatte er schon umwandert nach ihm; aber er hatte ihn nicht aufgefunden.

Wie er ihn so in einem Wald suchte, traf er eine große Pappel, deren Spitze in den Himmel ragte, deren Wurzel in die Hölle reichte. „Na", dachte er bei sich, „wenn mein Vater nirgends auf der Erde ist, muß er im Himmel sein; ich gehe hinauf; wenigstens schaue ich mich da auch ein bißchen um."

Damit nahm er seine Axt und begann, sich Stufen in den Baum zu hauen. Immer höher, immer höher hieb er die Stufen vor sich; schließlich langte er oben im Himmel an.

Wie er oben war und um sich schaute, sah er eine Unzahl Seelen vor dem Himmelstor herumstehen; aber das war ihm alles eins; er stieß sie rechts und links beiseite, ging hin zum Tor und pochte an.

„Wer ist dort?" fragte St. Peter von innen.

„Ich bin's, der zwölfte Sohn vom Zigeuner Sigmund."

„Jetzt kann ich dich nicht einlassen; warte!"

„Ich warte ganz und gar nicht; das ist nicht meine Sache. Einlassen soll man mich; ich suche doch meinen Vater."

„Aber, mein Sohn, ich kann dich jetzt nicht einlassen. Gott ist nicht zu Hause; wenn er heimkommt, sprich mit ihm."

Der Zigeuner sah, daß es so überhaupt nicht ginge, und kurz entschlossen schleuderte er seine Mütze über das Tor.

„Ach, heiliger Herr Peter, der Wind hat meine Mütze hineingeweht; gebt sie mir heraus!"

„Ich würde sie dir schon hinausgeben, mein Sohn; aber sie ist weit fortgerollt, ich sehe sie nicht; bis ich ihr nachginge, bis ich sie suchte, würden all die verfluchten Seelen durch das Hundeloch unter dem Tore hereinkriechen."

„Na, laßt mich doch ein, ich werde sie schon suchen!"

„Ach, mein Sohn, aber wenn es doch nicht geht; ich habe es dir ja schon gesagt."

„Das ist wirklich gut! Ich werde mich schon bei Gott beklagen, wenn er nur schon heimkäme! daß ihr dadrin anderer Leute Hab und Gut zurückbehaltet."

Was blieb St. Peter übrig? Er fürchtete, daß Gott ihn schelten werde; also ließ er den Zigeuner ein; aber er ließ sich das Versprechen von ihm geben, daß er zurückkomme, sobald er die Mütze gefunden habe. Der versprach es auch, aber er dachte gar nicht daran, daß er es halten werde; das war ihm alles ganz gleich, wenn er nur erst drinnen war. Er suchte seine Mütze, drückte sie aufs Haupt, und dann machte er sich auf, seinen Vater zu suchen und sich ein bißchen umzuschauen. Wie er so herumlungerte, kam er einmal an einen Hügel, auf dessen höchster Höhe ein großer Strohlehnstuhl stand und um ihn



Dähnhardt, Schwänke. Zu Seite 83.

herum viele Fußschemel. Der große Lehnstuhl war Gottes Sitz, von dem aus er die ganze Welt sehen konnte, Himmel, Erde, Meere; auf den Fußschemeln pflegten die Engel zu sitzen. Der Zigeuner machte sich auf zum Hügel; und wie er nun bei Gottes Sitz anlangte, da kümmerte er sich um nichts weiter, sondern setzte sich mir nichts, dir nichts! hinein und begann zu staunen, wie weit man von da sehen konnte. Wie er so schaute, fiel ihm seines Vaters Hütte ins Auge. Gleich sah er schärfer hin, ob er wohl seine Mutter sehen könne; plötzlich merkte er, daß der Nachbar Zigeuner gerade jetzt seiner Mutter einziges mit Not und Mühe gestohlenes Ferkel stehlen wollte. „Na wart du nur", dachte er bei sich, „ich werde dir einen schönen Schreck einjagen!" Nahm einen Fußschemel, warf den nach ihm, aber der gelangte nicht einmal in dessen Nähe; nahm einen zweiten, auch der erreichte ihn nicht, danach den dritten, den vierten, fünften, ja er begann nur so drauflos zu schleudern mit den kleinen Schemeln. Wie er im besten Schleudern war, kam Gott selbst nach Hause.

„Aber was schleuderst du denn hier, du Galgenstrick?"

„Wie sollte ich nicht schleudern, mein erhabener Herr, wenn ich sehe, daß unser Nachbar stehlen will und unterdessen auch schon meiner Mutter Ferkel gestohlen hat! Ich wollte ihn damit in die Seite treffen; aber ich konnte nicht."

„Ach je", erwiderte Gott, „wenn ich jedem Menschen, der ein Ferkel stiehlt, einen Schemel nachwerfen wollte, so könnten mich alle Schreiner der Welt nicht mit Schemeln versorgen. Drum sage ich dir: pack dich aus dem Himmelreich, weil ich dich sonst hinausjagen lasse."

Erschrak der Zigeuner und drückte sich, als ob er nie dort gewesen wäre. Als er draußen war vor der Himmelspforte, begann er nachzusinnen, wo sein Vater wohl sein könnte, wenn er nicht auf Erden, nicht im Himmel war? „Dann ist er gewiß in der Hölle; die Teufel haben ihn fortgetragen", dachte er bei sich, „aber mich werden sie nicht hinters Licht führen, ich gehe auch dorthin, ich werde sie schon lehren!"

Damit machte er sich auf den Weg und stand nicht still, bis er an die Grenze der Hölle gelangt war.

Wie er dort herumspazierte, traf er ein Regiment Soldaten.

„Wohin gehst du, Zigeuner?" fragten ihn die Soldaten.

„Ich gehe in die Hölle; ich suche meinen Vater."

„Da gehst du aber ganz umsonst hin; wir sind auch dort gewesen, weil die Teufel unseres Königs einzige Tochter gestohlen haben, die wollten wir zurückholen; aber die haben sie uns natürlich nicht gegeben, obgleich unser König dem, der sie zurückbringt, die Tochter mitsamt der Hälfte seines Königreiches versprochen hat. Drum ist's besser, wenn du gar nicht erst weitergehst, sondern umkehrst."

„Traun, ich werde nicht umkehren, wenn ich schon bis hierher gekommen bin", antwortete der Zigeunerbursche und schritt seine Straße fürbaß. Plötzlich kam er zum Höllentor. Er pochte an:

„Ist der Pluto zu Hause?"

„Nein."

„Na, so gebt meinen Vater heraus; ich weiß, daß er hier ist."

„Wir geben ihn keineswegs, so dumm sind wir noch nicht."

„Nun gut; ihr würdet ihn schon herausgeben, weiß Gott, wenn ihr dazu gezwungen würdet."

Die Teufel lachten nur; der Zigeuner fragte nicht weiter, hörte auf kein Wort mehr, sondern nahm einen Spaten und begann den Platz vor dem Höllentor abzuschreiten, vorwärts und rückwärts, und mit dem Spaten die Grenzen abzumessen nach Länge und Breite. Ein Teufel sah das und ging zu ihm hin:

„Was machst du, Zigeunerbursche?"

„Nun, ich baue hier nur eine Kirche, damit ihr weder heraus noch hinein in die Hölle gehen könnt, bis ihr mir meinen Vater herausgebt."

Der Teufel erschrak darüber, lief gleich hinein und brachte den alten Zigeuner heraus.

„Na, hier ist dein Vater; nun kannst du deiner Wege gehen."

„Hoho! So weit sind wir noch lange nicht; nicht einen Schritt gehe ich fort, bis ihr auch die Königstochter herausgebt."

„Ach, Zigeuner, nur das verlange nicht; lieber geben wir dir Gold und Silber, soviel du tragen kannst."

„Ich brauche weder euer Gold noch euer Silber, nur die Königstochter."

„Ach, warte doch nur, bis Pluto nach Hause kommt."

„Ich warte auch keinen Augenblick mehr. Gebt ihr sie, oder gebt ihr sie nicht? Auf der Stelle baue ich hier ein solches Gotteshaus, daß selbst Pluto aus der Hölle ausgeschlossen wird."

Da erschraken die Teufel sehr, gaben die Prinzessin heraus, und die drei machten sich zusammen auf den Weg zur Oberwelt.

Kommt Pluto heim zur Hölle und merkt gleich, daß was fehlt.

„Wo ist denn die Prinzessin?"

„Die haben wir einem Zigeuner übergeben; denn er sagte, wenn wir sie nicht gäben, würde er eine Kirche vor das Tor bauen, daß wir nicht aus noch ein gehen könnten."

„O ihr Dummköpfe", sagt Pluto, „er konnte ja die Kirche gar nicht bauen; er hatte ja nichts dazu da. Auf, gleich ihm nach, mein Läufer! Hole sie von ihm zurück."

Der Läufer machte sich auf den Weg und erreichte auch bald den Zigeuner.

„Hoho, Zigeuner, gib die Prinzessin zurück!"

„Ich gebe sie nicht solch einem Burschen, wie du bist. Ich messe mich mit dir in allem, was du nur willst."

„Na, dann wollen wir wettlaufen", antwortete der Teufel.

Der Zigeuner sah aber, daß dort im Gebüsch ein Hase lag.

„Ach, armer Teufel", sagte er sehr stolz, „mit solch einem Burschen, wie du bist, laufe ich nicht selbst, da schicke ich nur meinen jüngeren Bruder. Mach, rufe ihn; er hält dort im Gebüsch sein Mittagsschläfchen."

Der Teufel ging zum Gebüsch hin; der Hase schrak auf und begann zu laufen; aber jener konnte ihm nicht auf der Spur bleiben. Da war er überzeugt, daß der Zigeuner ein anderer Kerl wäre als er, wagte auch nicht mehr, die Königstochter zu begehren und kehrte sehr beschämt in die Hölle zurück.

„Nun, wo ist die Prinzessin?" fragte ihn Pluto.

„Die ist dort geblieben; denn so und so ist's mir ergangen." Hier erzählte er, wie es ihm ergangen war.

„O du Dummkopf, das war ja gar nicht der Bruder, sondern ein Hase; der Zigeuner hätte gar nicht so laufen können. Mach dich auf, ihm nach, du mein Sohn Keulenschwinger! Hole die Prinzessin von ihm zurück!"

Der Keulenschwinger machte sich auf den Weg und erreichte sie geschwind.

„Hoho, Zigeuner, gib die Prinzessin zurück!"

„Solch einem Burschen wie du bist, gebe ich sie nicht. Ich messe mich mit dir in allem, was du nur willst."

„So wollen wir sehen, wer diese zwei Zentner schwere Keule höher schleudern kann."

„Na schleudere zuerst."

Der Teufel schleuderte sie so hoch, daß man sie kaum sah. Wie sie herunterfiel, faßte der Zigeuner den Griff an und begann zu schreien: „Bruder! Bruder!"

„Wen rufst du denn?" fragte der Teufel.

„Nur meinen Bruder, der ist Schmied in der anderen Welt; ich werfe ihm die Keule hinauf; er kann das viele gute Eisen gebrauchen."

„Ach, wirf lieber nicht; die Prinzessin bleibe dein, nur laß mir meine Keule nicht verloren gehen!"

Der kehrte auch ohne Prinzessin in die Hölle zurück. Auch ihn fragte Pluto:

„Nun, wo ist die Prinzessin?"

„Ich konnte sie nicht bringen; denn so und so ist mir's mit dem Zigeuner ergangen."

„O du Dummkopf, er hätte deine Keule ja gar nicht bewegen können. Mach du dich auf, ihm nach, mein Sohn Peitschenknaller, hole sie zurück von ihm."

Der Teufel Peitschenknaller setzte ihm nach und erreichte ihn auch.

„Hoho, Zigeuner, gib die Prinzessin zurück!"

„Auch einem besseren Burschen als du nicht! Ich stelle mich dir zu einem Wettspiel."

„Kannst du mit dieser Peitsche besser knallen als ich?"

„Knalle nur, laß mich sehen, was du kannst."

Der Teufel knallte wie eine Kanone.

„Na Zigeuner, knalle du das Gegenstück dazu."

Der Zigeuner sprach nichts, sondern nahm drei Faßreifen, umwand erst schön behutsam den Kopf der Prinzessin, dann den seines Vaters, zuletzt seinen eigenen.

„Aber was machst du da?" fragte ihn der Teufel.

„Ich lege nur Reifen um unsere Köpfe, weil ich gleich so stark knallen werde, daß demjenigen der Kopf zerspringt, der keinen Reifen um hat."

„Na, dann leg mir auch einen um."

Der Zigeuner begann des Teufels Kopf zu umwinden, aber so fest, daß der Teufel sich schließlich aufs Bitten verlegte:

„Ach schnür nur nicht noch mehr! lieber mag die Prinzessin dein sein."

Darauf lockerte der Zigeuner den Reifen; der Teufel ging sehr beschämt zurück.

„Nun, wo ist das Fräulein?" fragte Pluto auch den.

„Die konnte ich wirklich nicht zurückbringen; denn so und so ist mir's mit dem Faßreifen gegangen."

„O du Dummkopf, der Zigeuner hätte ja gar keine Spur knallen können. Auf, ihm nach, du mein Kutscher; bring sie endlich mal zurück!"

Plutos Kutscher machte sich mit einer Eisengabel auf den Weg und erreichte auch den Zigeuner.

„Hoho, Zigeuner, gib die Prinzessin zurück; denn ich steche dich gleich tot."

„Ich fürchte mich nicht davor", antwortete der Zigeuner; „aber so auf ebener Erde ist das keine große Kunst, zu kämpfen. Wenn du ein rechter Bursche bist, so stell dich an die innere Seite der Hecke; ich werde mich draußen hinstellen; dann wollen wir sehen, wer durch die Hecke den anderen besser spießen kann."

Der Teufel hatte eine zweizinkige Eisengabel, der Zigeuner hingegen einen Spieß.

Damit fingen sie an, durch die Hecke zu stochern; aber natürlich konnte der Teufel mit seiner zweizinkigen Eisengabel niemals durchstechen, weil sie immer im Gebüsch hängen blieb; der Zigeuner mit dem Spieß zerstach den Teufel so die Kreuz und Quer, daß es ihm schließlich zu viel wurde; er nahm Reißaus und galoppierte in die Hölle zurück.

„Nun, auch du hast die Prinzessin nicht zurückgebracht?" fragte ihn Pluto.

„Es war nicht möglich; denn so und so ist mir's ergangen; der Zigeuner hat mich tüchtig zerstochen." „Geschieht dir recht, Dummkopf; man kann ja mit einer zweizinkigen Gabel gar nicht durch eine Hecke stechen. Setze ihm nach, du mein Sohn Schneider, versuche dein Glück bei ihm."

Der Teufelsschneider machte sich auf die Beine und erreichte den Zigeuner bei einem kleinen Haus.

„Hoho, Zigeuner, wenn du die Königstochter haben willst, so stell dich mir zu einem Wettkampf.“

„Gern“, antwortete der Zigeuner; „na, was ist dein Handwerk?“

„Meins ist das Nähen. Versuchen wir, wer besser nähen kann! Komm, wir wollen in dies kleine Haus gehen und uns an die Arbeit machen.“

Sie gingen hinein und fingen an zu nähen. Der Teufel hatte, um nicht so oft einfädeln zu müssen, einen so langen Zwirnsfaden eingefädelt, daß er bei jedem Stich zum Fenster hinausspringen mußte; der Zigeuner jedoch stichelte so geschwind mit dem kurzen Zwirnsfaden, daß der Teufel kaum zehn bis zwanzig Stiche gemacht hatte, als er schon fertig war. So konnte also auch dieser Teufel die Königstochter nicht gewinnen; mit leeren Händen schlich er heim.

„Na, du kommst auch ohne Prinzessin zurück?“ fragt ihn Pluto.

„So ist's; kann doch der Zigeuner sehr gut nähen; ich hatte einen so langen Faden eingefädelt, daß ich bei jedem Stich aus dem Fenster springen mußte, er nur einen kurzen, dennoch war er früher fertig.“

„O Dummkopf! Gerade damit hast du so viel Zeit verloren, während du hinaus- und hereinsprangst. Eil ihm nach, du mein Sohn Schweinehirt; vielleicht kannst du sie ihm wegnehmen.“

Drauf los! — der Teufelsschweinehirt sprang ihm nach und erreichte ihn gerade an der Höllengrenze.

„Hoho, Zigeuner, die Prinzessin ist nicht dein!“

„Wessen denn?“

„Dessen, der sich am besten aufs Schweinehüten versteht. Hier ist ein großer Schweinestall, voll mit Schweinen; wenn du daraus in einer Stunde mehr Schweine austreiben kannst als ich, so kannst du die Prinzessin nehmen.“

„Mir ist's recht“, antwortete der Zigeuner.

„Aber woran erkennen wir, wer welche Schweine herausgetrieben hat?“ fragte der Teufel.

„Ich“, sagte der Zigeuner, „werde nur die ringelschwänzigen heraustreiben; du treibe die geradschwänzigen heraus!“

Damit war der Teufel auch einverstanden; sie machten sich ans Schweineaustreiben. Der Zigeuner trieb zwanzig bis dreißig hinaus, dann legte er sich hin. Der Teufel hingegen suchte die ganze Stunde die geradschwänzigen Schweine; er störte die Schweine alle auf, und alle liefen aus dem Stall. Als die Stunde um war, sagte der Zigeuner zum Teufel:

„Na Teufel, laß uns zählen, was mehr ist, ringelschwänzige oder geradschwänzige?"

Sie fingen zu suchen an; aber traun! sie fanden kein einziges geradschwänziges; wieder war der Zigeuner der Sieger. Der Teufel zog mit langer Nase zur Hölle ab; der Zigeuner aber gelangte mit der Prinzessin aus dem Höllenbereich. Weiter hinaus hatte Pluto keine Macht über sie.

Als sie oben auf dieser Welt angelangt waren, gingen sie geradeswegs zum lieben Vater der Prinzessin. Als der König seine einzige, liebe Tochter erblickte, als er erfuhr, mit wie großer Mühe, unter welchen Gefahren der Zigeuner sie befreit hatte, löste er gleich sein Versprechen und gab ihm die Tochter mitsamt seinem halben Königreich; sie hielten eine große Hochzeit, aßen und tranken, und leben auch jetzt noch, wenn sie nicht gestorben sind.

Der alte Zigeuner aber ging heim zu seinen übrigen elf Zigeunerjungen.

39. Wie ist der erste Soldat ins Himmelreich gelangt?

(Aus Ungarn.)

Einmal ist große Parade im Himmelreich gewesen. Vor des Herrn Jesus Christus Angesicht sind die dorthin gelangten Seelen in Reih' und Glied vorbeidefiliert. Ich sage euch, da gab es alle nur erdenklichen Menschensorten, nur keinen Soldaten.

„Was ist der Grund?" fragte der Herr St. Petern.

Peter zuckte nur die Achseln. Er dachte: was soll man da erst reden, weil doch der Herr Jesus ohnedies die gottverlassenen Infanteristen und die noch großmäuligeren Husaren gut kennt. — Doch nahm er sich vor, daß er bei der nächsten Parade schon einen Soldaten stellen würde.

Einstmals also stieg er zur Erde nieder, und hier fiel ihm ein blinder verabschiedeter Soldat in die Augen. Als der hörte, daß jemand klopfte, grüßte er, wie es sich gehört: „Gelobt sei Jesus Christ!"

„In Ewigkeit, mein Sohn!“ grüßte St. Peter wieder, und er beschenkte ihn auch noch mit einem harten Zwanziger.

„Vergelt's Euch Gott tausendmal!“

„Ei wahrlich, du bist mein Mann“, dachte Peter. Drum fuhr er laut fort: „Mein wackerer Freund, ich sag' dir was, spitz die Ohren: Wünsch dir deiner Seelen Seligkeit!“

Der Soldat lachte laut auf. „Meiner Seelen Seligkeit?! Wenn mir jemand dafür einen ordentlich großen Schinken gäbe . . .“

Noch hatte er es nicht ganz ausgesprochen, da hatte er schon einen Schinken in der Hand. Ehe er sich von der großen Überraschung erholt hatte, sprach Peter wieder:

„Wünsch auch deiner Seelen Seligkeit!“

„Ja ja, ich würde sie wünschen, wenn mir jemand dafür eine Feldflasche Wein gäbe.“

Noch hatte er es nicht ganz ausgesprochen, da baumelte ihm schon die Feldflasche am Hals. Der Soldat staunte noch mehr darüber. Und Peter sprach aufs neue zu ihm:

„Wünsch auch deiner Seelen Seligkeit.“

„Ja ja, ich würde sie wünschen, wenn mir jemand dafür mein Augenlicht wiedergäbe.“

Da bestrich ihm Peter die Augenlider mit Speichel, und dann betete er etwas dazu. Als er Amen gesagt, fiel der Soldat vor Schreck auf den Rücken.

„Mensch, du bist des Teufels!“ stotterte er, als er aufstand.

„Nun, Freund, jetzt hast du auch dein Augenlicht; also wünsch deiner Seelen Seligkeit.“

„Ach, meiner Seelen Seligkeit brauch ich nicht! Doch ich bin Schafhirt gewesen, bis ich den Wein des Werbers trank; auch jetzt könnte mir nur die Herde was nützen. Also gib mir ein Schaf, Herr, und fette Weide.“

Peter erwiderte dem Soldaten, daß er auch Schafe besitze, die solle er hüten. Wenn er den Wald durchquere, solle er sie nur rufen, sie würden sich dort alle einstellen. Aber dann solle er es ihnen überlassen, wohin sie ziehen würden.

So geschah's. Der Soldat tat jenseits des Waldes einen scharfen Pfiff, und die Schafe eilten von allen Seiten hinzu. Eins, zwei, drei sprangen sie herum, und dann begannen sie zu weiden. Es war schon später Abend geworden, doch die Schafe gingen und weideten

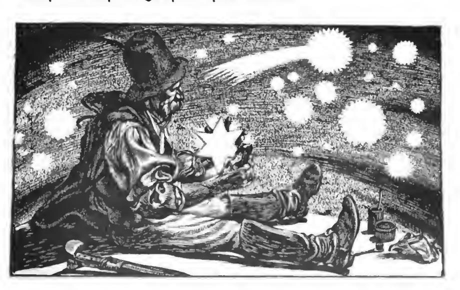
noch immer fort. Der Soldat folgte ihnen. In der großen Dunkelheit wußte er gar nicht mehr, wohin er trat, wohin er wanderte, sondern ging nur immer dem Geläute nach. Schon tagte es, als er bemerkte, daß sie über den Wolken gingen. Als der Morgen eingeläutet wurde, blökten die Schafe vor einem entsetzlich großen Tor. Schließlich öffnete sich das Tor, und heraus trat St. Peter.

„Guten Morgen, mein Herr Gebieter! Wie geht's?"

„Wie immer, mein Sohn! Übrigens komm, wir wollen meine Schafe einzählen."

Als sie anfingen, sie hinein zu lassen, so schüttelte sich jedesmal das Schaf, das hineingesprungen war, jenseits des Tores und flog als ein schöner geflügelter Engel weiter. Beim letzten rief Peter: „Holla! eins ist noch draußen geblieben."

Drauf schaute der Soldat zurück, Peter aber packte ihn rücklings beim Kragen und zog ihn hinein in das strahlende Himmelreich, er mochte wollen oder nicht. Ei weiß die Katz', wovor er sich fürchtete! Nun waren aber einige Sterne eingerostet, die warfen sie ihm alle in den Schoß, daß er sie auf Soldatenweise putze. Das tat er und pfiff sein Lied dabei, aber eins verdarb ihm schließlich die Laune, — daß im Himmelreich das Fluchen nicht erlaubt war.



40. Die Dummhänse.

(Aus England.)

Vor langer Zeit lebte ein reicher Mann, der besaß zahllose Kühe und Pferde, Gänse, Enten und Schweine, und sein Landeigentum reichte nach allen vier Seiten so weit, wie das Auge blickte. Welch ein Glückspilz! sagten die Nachbarn, aber er selbst dachte anders, wenn er seine sieben großen Söhne ansah, die aufschossen wie das Unkraut und ebenso dumm waren wie lang. Ja von allen Narren, die es gab, waren die sieben Brüder die dümmsten, so daß man sie überall nur die Dummhänse nannte. Als nun auch der Jüngste erwachsen war, baute der Vater einem jeden ein Haus, gab ihm ein Stück Land und ein paar Kühe und hoffte sie dadurch zu tüchtigen Männern zu machen, ehe er starb. Solange mich Gott am Leben läßt, dachte er, kann ich auf sie achtgeben, und vielleicht werden sie inzwischen durch Schaden klug.

Die sieben Dummhänse waren sehr glücklich. Ihre Felder waren grün, ihre Kühe rund und fett, und sie meinten, das würde nun immer so bleiben. Eine Zeitlang ging auch alles gut, und der Tag des Marktes im benachbarten Städtchen kam heran. Es war das schönste Wetter von der Welt, als die sieben sich in aller Frühe zum Aufbruch rüsteten. Jeder trieb drei schöne Kühe vor sich her, und als sie nun alle so beisammen waren, gab es kaum eine schönere Herde weit und breit im ganzen Lande.

Da war aber ein kluger Bauer, dessen Felder lagen neben den Feldern der Dummhänse, und gar manches Mal hatte er gewünscht, daß die schöne Herde seiner leichtsinnigen Nachbarn ihm gehören möchte. Und als er sie jetzt mit ihren 21 Kühen vorbeikommen sah, ging er hinaus und rief sie an: „Wohin wollt ihr an diesem schönen Morgen?" — „Zum Markte in die Stadt, um diese schönen Kühe zu verkaufen, die unser Vater uns geschenkt hat." — „Und ihr wollt Kühe verkaufen, die durch den bösen Blick behext sind? O Hans und Peter! Das hätt' ich nie von euch gedacht! Eure gute Mutter würde sich ja im Grabe umdrehen, wenn ihr solche Todsünde beginget!"

So schalt er, und Hans und Peter standen zitternd da, während die anderen gar anfingen zu weinen.

„Ach Gott! lieber Bauer", sagte Hans, „wir wußten ja nicht, daß die Kühe vom bösen Blick behext sind. Woher habt Ihr es denn gemerkt? Wehe dem Tage, da solch schöne Rinderherde zugrunde gehen muß!"

„Ja, da mögt ihr wohl fragen! Bin ich es doch selber, euer allezeit guter und getreuer Nachbar, der auf die alte Margret aufgepaßt hat, auf die Hexe, — wie sie dastand und über die Raben lachte, die über die Kühe dahinflogen. Wißt ihr noch, wie euer Vater sie beleidigt hat, da unten am Kreuzweg? Sie hat das nie vergessen! Und jetzt sind eure 21 Kühe nicht einmal die Haut mehr wert."

„O weh! o weh! o weh!" heulten die sieben Dummhänse, und sie heulten so laut, daß die hintersten Kühe wie verrückt herumzuspringen begannen. „O! der Zauber ist über ihnen! Was sollen wir machen? Was sollen wir machen?"

„Ums Himmels willen, haltet den Mund!" sagte der Bauer. „Ich bin ja euer guter Nachbar, wie ich euch schon sagte. Und um euch ein bißchen voranzuhelfen, nehm' ich die Gefahr auf mich und will euch die Kühe zu dem Preise ihrer Häute abkaufen. Es kann ja schließlich nichts passieren, wenn ich Leder aus den Häuten mache. Also geb ich euch eine Mark für das Stück. Das ist immer besser als nichts. Mit 21 guten Markstücken kann man auf dem Markt schon sein Glück machen."

Die Dummhänse sahen keinen anderen Ausweg und nahmen das Anerbieten an, bedankten sich beim Bauern für seine Großmut und halfen ihm die Kühe in sein Feld treiben. Dann gingen sie weiter zu Markte.

Sie waren aber noch nie auf einem Markte gewesen, und als sie all das Schöne sahen, vergaßen sie die Kühe bald und dachten nur noch daran, daß sie jeder drei Mark auszugeben hatten. Weil aber die Dummhänse weit und breit bekannt waren, so hatte sich bald eine ganze Gesellschaft um sie versammelt, und alle lobten ihr gutes Aussehen und meinten, sie hätten doch einen herrlichen Vater, der ihnen so viel Geld gebe. Zuletzt wurden die sieben Dummhänse ganz kopflos davon, so daß sie allesamt auf ihre Kosten trinken ließen, bis von den 21 Mark kein Heller mehr da war. Dann schwankten sie, ein wenig angeheitert, nach Hause.

Es war ein trauriger Tag für den alten Vater, als seine sieben Söhne heimkamen, ohne einen Pfennig Geld für ihre 21 Kühe mitzubringen, und er schwur, ihnen nie wieder etwas zu geben.

Ein Tag nach dem anderen verging, und die sieben Dummhänse waren glücklich und froh, bis der alte Vater krank wurde und starb.

Der älteste Sohn erbte nun alles, was dem Vater gehört hatte. Und wenn man ihn einherstolzieren und sich spreizen sah, so mußte selbst der mürrischste Griesgram lachen. Eines Tages, als er wieder mal recht zeigen wollte, wer er sei, zog er seine besten Sachen an, füllte seine Börse mit Goldstücken und ging in die Stadt. Kaum war er dort, so ging er ins Wirtshaus und verlangte das Beste, was Küche und Keller bot. Auch gab er dem Wirt das Dreifache von dem, was er forderte, um sich als großen Herren aufzuspielen. Als er eben fertig war, erblickte er ein kleines Fäßchen, das als Aushängeschild vor der Tür hing. Es war über und über vergoldet. Hans hatte es nie zuvor bemerkt und fragte den Wirt, was es wäre. Nun dachte aber der Wirt, wie so mancher andere, daß er dem Dummhans soviel als möglich abnehmen möchte, und er antwortete schnell: „Du alter Hansnarr, du weißt nicht, was das ist? Das ist ja ein Stutenei!

„Und wird da ein Füllen herauskommen?"

„Was für eine dumme Frage! Selbstverständlich!"

„Ich habe noch nie eins gesehen", sagte der erstaunte Dummhans.

„Nun, so siehst du jetzt eins. Und sieh dir's nur gleich gut an."

„Willst du mir's verkaufen?"

„O Hans Dummhans. Denkst du, ich würde das schöne Ei verkaufen, nachdem ich es so lange Zeit in der Sonne hab hängen lassen? Gerade jetzt, wo das Füllen bald ausgebrütet wird, das wohl seine 500 Mark wert ist?"

„500 Mark will ich dir dafür geben", sagte Hans.

„Topp!" rief der Wirt, nahm das Fäßchen herunter und reichte es dem Hans, und der gab ihm 500 Mark, — das letzte Geld, das er hatte.

„Nimm's wohl in acht und trag es so sorgfältig, wie du kannst. Wenn du dann zu Hause bist, so häng's in die Sonne."

Hans versprach es und zog mit seinem Kleinod heim. In der Nähe eines Hügels traf er seine Brüder.

„Was hast du da, Hans?"

„Ich habe das Sonderbarste von der Welt, — ein Stutenei!"

„Was ist das für ein Ding?" fragte Jochen und nahm es Hans weg.

„Vorsicht! hört ihr! Man muß es sehr behutsam anfassen."

Aber die Brüder achteten nicht darauf, und ehe man bis drei zählen konnte, rollte das Fäßchen den Hügel hinunter. Alle sieben stürzten ihm sogleich nach, aber da kollerte es schon in ein Gebüsch hinein, und — hast du nicht gesehn! — sprang ein Hase heraus.

„Seht! da ist das Füllen“, rief Hans, und sie jagten ihm nach wie besessen. Aber sie konnten den Hasen nicht einholen.

„Das war das schnellste Füllen der Welt“, sagten sie. „Mit fünf Jahren würde es der Teufel nicht einholen.“

Und damit gaben sie die Jagd auf und gingen still nach Hause.

Nun kann man sich wohl denken, wie alle Leute darauf aus waren, die Dummhänse zu prellen. Jeder sagte: „Einer nimmt ihnen das Geld ja doch ab! Warum sollte ich's nicht sein? Die Dummhänse ruhen ja nicht eher, als bis sie den letzten Heller ausgegeben haben.“

So wurde ihr Reichtum immer weniger und weniger. Bald gaben sie ein schönes Pferd für ein paar Glasscherben fort, die sie für Edelsteine hielten, bald ein Schwein oder eine Gans für ein Stückchen Band um den Hut, und zuletzt verminderte sich gar ihr Landbesitz.

Eines Tages saß Peter am Herde und wärmte sich. Und um es recht warm zu haben, warf er eine Unmasse Feuerung darauf, so daß es zuletzt unerträglich heiß wurde, und Peter schmorte wie ein Braten am Spieß. Da kam gerade sein jüngster Bruder hinzu:

„Was für ein mächtiges Feuer hast du da, Peter?“

„Ja, ein tüchtiges! Aber es ist mir zu nahe an meinem Stuhl! Sei doch so gut und lauf einmal zum Maurer und frag ihn, ob er den Herd nicht an die andere Seite des Zimmers setzen kann.“

Der jüngste Dummhans tat, wie ihm befohlen war, und alsbald trat der Maurer herein.

„Das ist ja schlimm, Peter, wie Ihr hier bei lebendigem Leibe verbratet! Was kann ich für Euch tun?“

„Ach könnt Ihr vielleicht den Herd an die andere Seite rücken?“

„Gewiß kann ich das, aber Ihr müßt dazu aufstehen. Geht doch ein bißchen mit Eurem Bruder spazieren. Wenn Ihr dann wiederkommt, ist alles fertig.“

Sogleich befolgte Peter den Rat, und der Maurer nahm den Stuhl, auf dem der Dummhans gesessen hatte, und setzte ihn vom Feuer weg.

Dann schüttelte er sich vor Lachen und überlegte, was er für diese große Arbeit verlangen solle.

Als Peter zurückkam, führte der Maurer ihn zum Stuhl und sagte: „Nun, ist das nicht viel besser so?"

Peter antwortete: „Ihr seid ein kluger Mann und habt auch nicht den geringsten Schmutz dabei gemacht. Was fordert Ihr für so gute Arbeit?"

„Wenn's Euch recht wär, so nähm' ich gern die Wiese, die neben der meinigen liegt."

„Das ist wirklich nicht zu viel für die Mühe. Gewiß und gern will ich sie Euch geben!" sagte Peter, und damit war die Sache abgemacht.

Es war dies aber die schönste von Dummhansens Wiesen, und das letzte Weideland, das er besaß.

So dauerte es auch nicht lange, bis erst der eine und dann der andere der Brüder das Haus verlor, in dem er wohnte, so daß zuletzt alle in des Vaters altem Hause lebten.

Der Bauer und der Maurer hatten Feld um Feld bekommen, und es war nur noch das alte Haus und ein kleines Gärtchen da, das aber keiner von ihnen zu bearbeiten verstand. Das war nun freilich schlimm für die Dummhänse, aber sie selber merkten es nicht, waren glücklich und zufrieden, solange sie nur zu essen hatten. Und damit hatte es keine Not. Denn die Frauen von denen, die ihnen Land und Vieh abgenommen hatten, erbarmten sich der Dummhänse, durch die sie reich geworden waren, und schickten ihnen, ohne daß ihre Männer davon wußten, täglich zu essen und zu trinken.

Der Bauer und der Maurer hatten nun ihre gierigen Augen auch auf das Haus und den Garten geworfen und warteten nur noch auf die Gelegenheit.

Eines Nachmittags kam der Bauer aus der Stadt zurück, als er die sieben Brüder am Wege hocken sah. Sie saßen im Kreise und guckten einander an.

„Was macht ihr denn da, ihr großen Lümmel?" fragte er.

„Wir sind in böser Verlegenheit", antwortete Jochen. „Wir können nicht aufstehen."

„Was hindert euch denn daran? Das möcht' ich wohl wissen."

„Seht Ihr nicht, daß unsere Füße alle in der Mitte zusammen sind, und wenn's um das Leben ginge, so könnte doch keiner von uns sagen,

welche seine eigenen sind. Seht Ihr nicht, daß, wenn einer aufstehen will, er nicht wissen kann, welche Füße er gebrauchen muß?"

Dem Bauer war es wohl nie in seinem Leben so lächerlich zumute gewesen, als jetzt, aber er dachte: „Der Augenblick ist da, wo ich Haus und Garten erwerben kann, ehe der Maurer sich darüber hermacht."

Also legte er sein Gesicht in ernste Falten.

„Ich glaube wohl, daß es schwer ist, die Füße auseinanderzubringen, wenn sie alle auf einem Haufen liegen. Doch denk ich, euch helfen zu können, wie ich schon oft getan. Es wäre heute ein trauriger Tag für euch, wenn ich nicht euer guter Nachbar wäre. Was gebt ihr mir, wenn ich euch zu den Füßen verhelfe?"

„Alles, alles, was wir haben, wenn wir nur von hier fortkommen", riefen alle sieben.

„Wollt ihr mir Haus und Garten geben?"

„O gewiß! Was nützt uns Haus und Garten, wenn wir bis an unser Lebensende hier sitzen müssen?"

„Dann ist's abgemacht", sagte der Bauer und suchte sich einen tüchtigen Knüttel am Wegesrand. Hierauf fing er an, die Brüder damit zu bearbeiten, und schlug zu, wohin es eben traf. Da sprangen alle schreiend auf; sie hatten jeder die richtigen Füße erwischt und liefen damit von dannen. Und wenn sie noch nicht aufgehört haben, so laufen sie noch heute.



41. Der Doktor mit der Nase.

(Aus Deutschland.)

Es lebte vor Jahren ein reicher und mächtiger Abt. Der hatte ein fröhliches Herz, sah gerne heitere Gesichter um sich und war als gastfrei weit und breit berühmt. An seiner Tafel pflegte ein Narr zu sitzen, an dessen drolliger Einfalt man sich viel belustigte.

Eines Tages war bei dem Abt ein Doktor zu Gaste, der hatte eine große, große feuerrote Nase. Als man sich nun zu Tische gesetzt hatte und anfangen wollte zu essen, da verwunderte sich der Narr über die Maßen, stützte den Kopf in beide Hände und sah mit einem langen Blick auf den Fremden. Dann schüttelte er sich wie ein Pudel, brach in ein schallendes Gelächter aus und rief: „Herr Gott! was habt Ihr für eine große Nase!" Der arme Doktor wurde puterrot vor Scham, der Abt aber zürnte und befahl, den Narren aus dem Saale zu führen. Da stand nun der Narr vor der Tür, legte den Finger an die Nase und bedachte, was für ein großes Unrecht ihm widerfahren sei. „Hab' ich doch nur die Wahrheit geredet und kein Wort erlogen! Hört man vielleicht die Wahrheit nicht gern? Aha! So will ich's wieder ins Geschick bringen!" Schlich sich also wieder hinein, verbeugte sich vor dem Doktor und fing wieder an zu lachen und sagte: „Mein lieber Mann, was habt Ihr für ein kleines Näslein!" Da schämte sich der Doktor noch ärger, und der Abt steckte den Narren abermals zur Tür hinaus. „Wohlan", sprach dieser zu sich selbst, „weder mit der Wahrheit noch mit der Lüge hab ich Glück, ich muß es auf andere Weise versuchen." Ging noch einmal in den Saal, klopfte dem Doktor auf die Schulter und sagte: „Mag die Nase groß oder klein sein, ich will Euch nicht weiter hineinreden." Jetzt hatte er die Sache völlig verdorben. Er wartete nicht einmal, bis man ihn hinauswarf, sondern lief eilends davon und ist nicht wiedergekommen.



42. Der Landsknecht und der Wirt.

(Aus Deutschland.)

Ein Landsknecht, der aus Welschland heimzog, kam nach Speyer und kehrte beim Lorenzwirt ein. Er hatte die Taschen voll Geld, wohl an die fünfhundert Goldstücke, und konnte was draufgehen lassen. Darum setzte ihn der Wirt auf den Ehrenplatz zu oberst am Tische und brachte ihm vom Besten: Wein, Wildbret und Fisch. Der Landsknecht dachte: „Das ist ein guter Mann, hier wirst du eine Zeitlang verweilen." Und er verweilte volle zwei Monate und lebte herrlich und vollauf. Zuletzt ging ihm das Geld aus, und er blieb dem Wirte zwanzig Dukaten schuldig. Da zog dieser ein saures Gesicht, und weil gerade reisige Kaufleute in der Herberge abstiegen, so sprach er zu ihm: „Höre du, laß die fremden Herren obenan sitzen und rück ein wenig herunter." Der Landsknecht mußte den harten Brocken schlucken, aber er schämte sich nicht lange, sondern machte sich in aller Stille auf und davon und enteilte nach Mainz. Von da schrieb er dem Wirt: „Mein lieber Lorenz, ich bin bis Mainz gerückt. Dünkt's dich nicht weit genug, so rück ich noch bis Koblenz."

Also hatte der Wirt den Spott zu dem Schaden.

43. Der rasierte Bauer.

(Aus Deutschland.)

Ein Mönch, ein Bauer und ein Barbier trafen einmal auf der Reise zusammen. Sie kamen gegen Nacht miteinander in ein Wirtshaus, und als man schlafen gehen wollte, sagte der Barbier: „Hört einmal, liebe Freunde, es sieht mir hier sehr verdächtig aus. Wenn wir nur nicht diese Nacht überfallen werden!" „Ja", sagte der Mönch, „mir ist auch gar nicht wohl zumut hier; aber was sollen wir machen; wir können doch nicht die ganze Nacht wachen; denn wir sind alle drei hundemüde." Da antwortete der Barbier: „O, dafür weiß ich Rat. Einer von uns dreien muß wachen, während die anderen schlafen, und

da wollen wir losen, wer von uns der erste, der zweite und der letzte sein soll." Damit waren der Mönch und der Bauer einverstanden, und nun wurde gelost, danach denn der Barbier zuerst, nach ihm der Bauer und zuletzt der Mönch wachen sollte. Der Barbier wachte mit aller Treue, währenddessen seine beiden Reisegefährten wacker schnarchten. Endlich, nachdem er alles getan, um sich munter zu erhalten und die Langweile zu verscheuchen, schnallte er sein Felleisen auf und langte sein Schermesser und übriges Handwerksgerät heraus, seifte den Kopf des schlafenden Bauern ein und schor ihm eine Platte, wie die des Mönches. Wie nun seine Zeit verflossen war, da stieß er den Bauern in die Seite und rief: „Auf! auf! nun ist die Reihe an Euch!" Der Bauer erwachte, und als er schlaftrunken nach dem Kopfe faßte und keine Haare fand, ward er böse und rief: „Was doch der Barbier für ein dummer Kerl ist; da soll er mich wecken, und da hat er den Mönch geweckt!"

44. „Oder vielmehr Ihr."

(Aus den Pyrenäen; baskisch.)

Ein Bauer war mit seinem Knecht in der Heide, um Farren zu schneiden. Da lief ein Häschen an ihnen vorüber, das war nahebei von Jägern angeschossen worden und hinkte auf einem Beine. Rasch liefen die beiden ihm nach, fingen es und versteckten es in einem Strauch. Danach gingen sie ruhig wieder an ihre Arbeit, und der Bauer sagte zum Knecht: „Ei, mein Bester, wie wird uns das Häschen schmecken — oder vielmehr mir!"

Im selben Augenblick kamen die Jäger herbei und fragten sie, ob sie nicht einen Hasen gesehen hätten. „Nein!" antwortete der Bauer. Der Knecht hingegen gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, wo der Hase verborgen wäre. Da holten ihn die Jäger heraus; den Bauern aber straften sie, indem sie ihm eine gehörige Tracht Prügel gaben. Als sie fort waren, sagte der Knecht zum Bauern: „Ei, mein Bester, was für Prügel haben wir bekommen — oder vielmehr Ihr!"



45. Wie die Lalenburger eine lange Wurst machten.

(Aus dem Lalenbuch vom Jahre 1597.)

Die Lalenburger hatten auf eine Zeit eine gute schweinene Sau, die wollten sie behalten und mästen. Als aber dieselbe in einer Scheuer über den Hafer kam, fraß sie aus Trieb des Hungers etwas zu viel, darum sie dann verklagt und von der ganzen Gemeinde vom Leben, als ein Dieb, zum Tode verurteilet ward. Als nun Zeter geschrien und der Stab über sie gebrochen ward, ward sie alsobald mit dem Messer, wie das Recht mit sich gebracht hatte, vom Leben zum Tode gerichtet, und fiel alles ihr Hab und Gut, Haut und Haar, den Richtern heim zu verfressen. Denn dieweil sie mit Fressen das Leben verwirket, wäre auch billig, daß sie mit gleicher Strafe gestraft und auch solle gefressen werden. Nun wollten die Bauern alles zu Ehren ziehen, und damit nichts zu unnutz abginge, auch Würste machen: nehmen derowegen das Gedärm ganz, waschen es aus und füllen es, so lang es war, mit Speck, Blut, Lebern, Lungen, Hirn, kleinen Beinlein und anderem, was man pflegt zu einer Wurst zu brauchen, und machen ein einzige Wurst, die war so lang wie der ganze Darm.

Als nun der Tag kam, da sie das Urteil vollenden und die Sau auffressen sollten, da wollten sie die lange Wurst zu einem Voressen haben, konnten aber keinen Hafen [Topf] finden, welcher lang genug wäre gewesen, die Wurst der Länge nach darin zu kochen. Denn sie meinten gänzlich, der Hafen müßte so lang sein, als die Wurst, wußten also nicht, wie der Sache zu helfen wäre. Denn zu dem, daß sie keinen solchen Hafen gehabt, wollte auch kein Töpfer oder Hafner ihnen einen solchen machen.

In solchem Zweifel und Unmut geht der Lalenburger einer durch das Dorf hinab, und als er bei etlichen Gänsen vorübergeht, fingen dieselben an zu schreien: Gigag, gigag. Das höret der Lalenburger, kehret sich um, hatte die Gänse nicht recht verstanden und vermeint, sie haben gesagt: zwiefach. Ging derowegen wiederum zur Gemeinde und sprach: es sei ihnen allen eine Schande, daß sie erst jetzund von den Gänsen sollten lernen, daß man die Wurst müsse zwiefach in den Hafen tun. Als die Gemeinde solches gehört, nahm sie es ferner zu bedenken, und ward allda beschlossen: könne man die Wurst zwiefach kochen, so lasse sie sich auch dreifach kochen (denn was sich zweie, das dreie sich auch gern), derowegen auch vierfach, und noch mehrfach. Also legen sie die Wurst so oftfach zusammen, bis sie nahe zusammen kam, daß sie in einen gemeinen Hafen konnte gelegt werden, ward also gekocht und ausgeteilt und jedem ein Stück davon gegeben, welches ihm dreimal um das Maul ging. Dann mußte jeder den einen Zipfel von der Wurst ins Maul nehmen und heben, mit dem andern Teil fuhren sie um den Kopf, und wann sie das drittemal zum Maule kamen, so biß er es ab, das war alsdann sein Teil. Davon ist das Sprichwort noch heute vorhanden, da die Lalenburgischen sprechen: man muß dir eine Wurst braten, die dir dreimal ums Maul geht.



46. Maccus und der Schuster.

(Altdeutsch.)

Ich halte dafür, daß einige von euch von einem gehört haben, der Maccus geheißen. Als dieser in die Stadt Leyden kam und als ein fremder Gast sich mit einem Possen hat bekannt machen wollen (denn dies war sonst sein Gebrauch), ist er in einen Schusterladen gegangen und hat den Schuster gegrüßt. Der Schuster, welcher seine Waren hat gern verkaufen wollen, fragte, ob er etwas begehrte. Maccus, der sich wohl umgesehen, hatte ein besonderes Auge auf ein Paar Stiefel, die er dort hängen sah. Der Schuster fragte wieder, ob er ein Paar Stiefel begehrte. Maccus sagt „ja"; der Schuster sucht ein Paar Stiefel, die ihm recht sein möchten, und als er deren gefunden, bringt er sie hurtig hervor, und wie die Schuster pflegen, zieht er sie ihm an. Da nun Maccus so hübsch gestiefelt war, sagte er: „Wie schön müßten bei diesen Stiefeln ein Paar Schuhe mit doppelten Sohlen stehen!" Der Schuster fragt ihn, ob er auch ein Paar Schuhe wolle. Er sagt „ja"; es wurden deren auch gefunden und ihm angezogen. Maccus lobte die Stiefel und lobte die Schuhe, der Schuster freute sich heimlich und half sie dem Maccus immer noch mehr loben, hoffend, desto mehr dafür zu bekommen, weil dem Käufer die Ware so sehr gefiele. Als nun in solchem Gespräche einigermaßen Freundschaft unter ihnen gemacht und sie gegeneinander etwas freier geworden waren, spricht endlich Maccus: „Lieber, sag' mir in gutem Glauben: ist dir niemals widerfahren, daß derjenige, welchen du so mit Stiefeln und Schuhen zum Laufen ausgerüstet hattest, gleichwie du mich jetzt ausgerüstet, auf und davon gegangen wäre und nicht bezahlt hätte?" „Niemals", sagte der Schuster. „Aber wenn dir dies etwa widerführe, was wolltest du also dann wohl tun?" sagte Maccus. „Ich wollte ihm nachlaufen", sagte der Schuster. Da sagte Maccus: „Redest du dies im Ernst oder im Scherz?" — „Ich rede es ganz im Ernst", sagte der andere, „ich würde es auch im Ernst tun." Maccus sagte: „Schau, ich will es versuchen, ich laufe vor wegen der Schuhe, laufe du mir nach!" Er hat sich zugleich mit diesen Worten auf die Flucht gemacht. Der Schuster hat ihm sogleich nachgesetzt und geschrien, so sehr er gekonnt: „Haltet

den Dieb auf, haltet den Dieb auf!" Als die Bürger dies gehört haben und allenthalben aus den Häusern hervorgelaufen sind, hat sie Maccus lachend und sanften Gesichtes abgehalten, daß keiner Hand an ihn gelegt, indem er gesagt: „Daß uns beide in unserem Lauf ja niemand unter euch hindere, denn es gilt eine Kufe Bier." Deshalb sind sie alle stehen geblieben und haben dem Wettlauf zugesehen, meinend, der Schuster habe das Geschrei mit List erdacht, damit er so dem Macco zuvorkommen möchte. Als endlich der Schuster im Laufen verloren gehabt, ist er schwitzend und keuchend wieder nach Hause gekommen. Maccus aber hat das Kränzlein davon gebracht.

47. Der schlechte Stiefelkäufer.

(Altdeutsch.)

Ein Armer von Adel herbergte in einer Stadt in einem Wirtshause, da er dann eben so viel verzehret hatte, daß er kaum mit seinem Pferde aus der Herberge herauskommen konnte, und hatte gar schlechte Stiefel, die besser für einen alten Fuhrmann als jungen vom Adel zu tragen stunden. Praktizierte derhalben, wo er ein Paar neue sonder Geld bekommen könnte, ging zu einem Schuster und bestellte ein Paar gute Stiefel; weil er aber reisefertig war, so mußte er sie des anderen Tages präcis umb acht Uhr haben; bedeutet ihm hiermit sein Herberge. Ging also fort zum andern Schuster, machte es ebenso, bestellte diesen aber umb Glocke neune. Des anderen Tages umb acht Uhr kommt der erste gegangen, brachte ein Paar gute Stiefeln; da zog der Junker sonder Geld den einen von an, der passete wohl, aber wie er den andern nahm, umb zu probieren, kunnte er ihn ganz nicht anziehen. Der Meister sagte: „Das ist toll, ich habe beide Stiefeln ja über einen Leisten gemachet." „Ja", sagte der Junker, „das glaube ich wohl, aber ich habe vergessen, daß ich es nicht bestellt habe, denn ich habe für Zeiten das eine Bein zerbrochen, das ist nun so viel dicker als das ander. Ich will diesen einen so lang anbehalten, und nehmet Ihr den andern wieder mit, und schlagt ihn auf eine größere Leiste." Der Schuster ging hin, bald kam der ander auch, da macht er's eben wie vorhin,

und bestellete alle beide auf den Nachmittag umb zwei Uhr wieder. Unterdessen bezahlte er und ritt davon. Umb zwei Uhr kamen beide Schuster wieder, fanden aber ein ledig Nest, setzten sich derhalben in ein Wirtshaus und spielten mit Würfel umb jeden Stiefel, damit nicht alle beide, sondern nur einer betrübt würde.

48. Lügenwette.

(Aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen.)

Ein Edelmann fuhr eines Tages spazieren und hatte an seinem Wagen sehr schlechte Pferde. Da sah er einen Bauer beim Pflug, der hatte sehr schöne. „Willst du nicht mit mir tauschen?" rief der Edelmann; „deine Tiere passen besser an meinen Wagen und meine an deinen Pflug!" „Das mag sein!" sprach der Bauer, „allein gebt Euch doch nur keine Mühe!" Der Edelmann aber ließ nicht nach und setzte ihm zu; endlich kamen sie überein, die Pferde des einen sollten dem von ihnen gehören, welcher am besten lügen würde. Der Edelmann war froh und glaubte schon, er habe gewonnen, denn er dachte: aufs Lügen hätte er doch mehr studiert. Der Bauer ließ ihm die Ehre anzufangen; da erzählte er: „Mein Vater hatte sieben Herden Stuten und so viel Milch, daß er sieben Mühlen damit treiben ließ und alles Korn im Lande mahlen konnte." „Das ist alles leicht möglich!" sagte der Bauer und wunderte sich gar nicht im geringsten, „aber mein Vater hatte so viel Bienenstöcke, daß er sie nicht hätte zählen können, und wenn er fünfhundert Jahre gelebt hätte. Ich mußte einmal die Bienen hüten, da geschah es, daß eine Biene abends nicht heimkehrte. Mein Vater merkte es gleich und schickte mich aus, sie zu suchen und nicht heimzukehren, bis ich sie fände. Ich ging nun überall auf der ganzen Erde herum und fand sie nicht, da machte ich mich auf und stieg in den Himmel und durchsuchte alle Räume, auch hier war sie nicht. Nun hatte ich keine Ruhe und dachte: die kann jetzt nur in der Hölle sein, du mußt zu guter Letzt auch da noch suchen! So stieg ich hinunter in die Hölle, allein es war umsonst, sie war nicht da. Mißmutig kehrte ich um und wollte nach Hause gehen und kam durch

einen Wald. Und siehe! da traf ich auf einmal meine Biene. Einem Manne hatte der Wolf einen Ochsen gefressen, der hatte an dessen Stelle neben den anderen Ochsen gleich die Biene eingespannt und fuhr mit einer Fuhre Holz heimwärts. „Hoho! guter Mann", rief ich sogleich, „Ihr werdet verzeihen, daß ich Euch aufhalte: die Biene ist mein, spannt sie nur gleich aus!" Der Mann gehorchte, ohne ein Wort zu sprechen, denn er war froh, daß ich mit ihm so schön redete. Aber das Joch hatte meine Biene wund gerieben, ich streute nun ein wenig Erde darauf, und alsbald war sie geheilt. Mein Vater hatte große Freude, wie ich ihm das verlorene Tierchen brachte, das kann man sich denken. Aber ich mußte nun erzählen, was ich im Himmel und in der Hölle gesehen hatte. Im Himmel saßen an einer langen Tafel lauter Bauern und tranken süßen Wein, und in der Hölle waren lauter Edelleute, die wurden von den Teufeln am Spieß gebraten!" Da konnte sich der Edelmann nicht länger halten und schrie: „Du lügst! du lügst!" „Das wollte ich ja eben, und so habe ich die Wette gewonnen!" Er nahm dem Edelmann alsbald die Pferde, spannte sie statt der seinen an den Pflug, und der stolze Herr mußte seinen Wagen selbst nach Hause ziehen.





49. Der König und die beiden Jäger.

(Aus Dänemark.)

Einst lebte ein König, der hatte an seinem Hofe einen Koch und einen Jäger, die waren einander feindlich. Der Koch zürnte dem Jäger, daß er ihm nicht genug Wild heimbrächte; der Jäger aber kümmerte sich nicht darum, und eines Tages rief er trotzig: „Wenn ich wollte, so könnte ich leicht ein Fuder Wildbret täglich schießen!" Diese Worte hinterbrachte der Koch dem König, und der König befahl: „Bringt

ihn her! Hat er es gesagt, so soll er es tun." Der Jäger erschien, und wiewohl er anfangs leugnete, mußte er doch schließlich gestehen, wessen er sich gerühmt hätte. „Hast du es gesagt, so sollst du es tun!" sprach der König. „Kannst du's nicht, dann wanderst du ohne Gnade ins Gefängnis; bringst du mir aber das Fuder Wildbret, dann sollst du's fortan gut haben: ich gebe dir Unterhalt in meinem Hause, befreie dich von deinem Amte und erlaube dir zu tun, was dir beliebt."

Der Jäger ging weinend vom Könige weg, aber was half's? — Wildbret mußte er suchen. Da gewahrte er ein altes Horn, das hob er auf und blies darein, und siehe! aus allen vier Enden der Welt kamen die Tiere herbeigelaufen, und er schoß drauf los, bis er ein volles Fuder hatte. Nun galt es, einen Wagen zu holen, um all das Wild nach Hause zu fahren. Auf dem Wege bemerkte er ein paar Mistkäfer, die sich eifrig zu schaffen machten. „Guten Tag", sprach der Jäger, „was macht ihr da?" „Wir bauen einen Wagen für dich, damit du dein Wildbret nach Hause fahren kannst." „Danke schön, so brauch' ich ja keinen zu holen." Er ging weiter und traf zwei Spinnen, die mit ihrer Arbeit beschäftigt waren. „Guten Tag", sprach der Jäger, „was macht ihr da?" „Wir spinnen Seile zu einem Geschirr für dich, daß du dein Wildbret nach Hause fahren kannst." „Danke schön, so brauch' ich ja keines zu holen." Nach einer Weile begegneten ihm zwei Mücken, die emsig geflogen kamen. „Guten Tag", sprach der Jäger, „warum so geschwind?" „Wir eilen, um dein Wildbret nach Hause zu fahren." „Danke schön, so brauch' ich nicht weiter zu gehen, jetzt habe ich alles." Er ging zu den Spinnen, — das Geschirr war fertig, zu den Mistkäfern, — der Wagen stand bereit; er spannte die Mücken an, und fort ging's geradeswegs in den Schloßhof hinein, daß Kies und Funken stoben.

Der König erschien augenblicklich, um das Wildbret zu sehen, und sprach zum Jäger: „Das hast du gut gemacht; du bist jetzt frei, wenn du mir einen anderen Jäger stellst." Da ging der Jäger fort, einen anderen zu suchen, und bald fand er einen Knecht, dem er den Vorschlag machte, bei dem König in Dienst zu treten. „Nein", antwortete der Knecht, „ich wage es nicht, denn ich fürchte, ich bin dazu nicht imstande." Der Jäger aber entgegnete: „Es hat keine Not: schießt

du kein Wildbret, so brauchst du ihm nur etwas Neues zu erzählen, dann ist er zufrieden." „Wie kann ich aber Neues erfahren, da ich am Meeresufer wohne und allein auf der wilden Heide umherwandere?" — „Hat alles keine Not: weißt du nichts Wahres, so kannst du ihm ja was vorlügen. Das geht auch, ich selbst hab' es oftmals so getan." Da ließ sich der Knecht als Jäger mieten.

Den ersten Tag, an dem er auf die Jagd ging, fand er kein Wildbret und schoß nichts, und als der König ihn am Abend traf, fragte er augenblicklich: „Hast du Wildbret?" — „Nein, leider nicht!" — „Was gibt's denn Neues?" — „Ei, da wurde mir erzählt, die Nordsee sei in Brand geraten, und sie haben das Feuer mit Gerstenstroh gelöscht." Den nächsten Tag kehrte er wieder mit leeren Händen heim, doch wußte er wiederum Neues: „Es flog ein gewaltig großer Vogel über die Kirche und ließ ein Ei fallen; das Ei zerbrach, und alle, die in der Kirche waren, und alle, die eine halbe Meile in der Runde wohnten, ertranken." „Hm", sagte der König, und war böse und ging zu dem früheren Jäger und sprach: „Du hast mir einen schlechten Kerl verschafft, Wildbret bringt er gar nicht, und lügen tut er für zwei." „Was hat er denn erzählt?" — „Den ersten Tag sagte er mir, die Nordsee sei abgebrannt, und sie hätten das Feuer mit Gerstenstroh gelöscht." — „Ach so", sprach der Jäger, „jetzt verstehe ich erst, warum so viele, viele Fuder gebratener und gekochter Fische an uns vorübergefahren sind." — „Also ist es wahr?" fragte der König. „Freilich!" erwiderte der Jäger. Und der König fuhr fort: „Am zweiten Tage erzählte er mir von einem großen Vogel, der über die Kirche geflogen kam und ein Ei fallen ließ. Da seien denn nicht nur alle in der Kirche, sondern auch alle, die eine halbe Meile weit in der Runde wohnten, ertrunken." — „Aha!" sprach der Jäger. „Nun erklärt sich mir eine andere Nachricht. Es sind Eilboten zu allen Tischlern gekommen: sie sollten sobald als möglich Särge anfertigen, die müßten aber an dem einen Ende spitz sein, damit sie durch einen Rammer in die Erde getrieben werden könnten; anders wäre es nicht möglich, Platz für alle zu schaffen." „Ach so", sagte der König, „das wußte ich nicht."

Seit der Zeit ging alles gut. Erhielt er Wildbret, so war der König wohlzufrieden, und hörte er Neues, so glaubte es der König.

50. Der Apotheker und die drei Brüder.

(Aus Malta.)

Es lebte einst ein schlauer Apotheker, der stets zu tollen Streichen aufgelegt war. Wenn die Bauern vom Dorfe in die Stadt kamen, so neckte er sie nach Herzenslust, und besonders gern verleitete er sie zu abenteuerlichen Wetten, die sie in ihrer Einfalt natürlich verloren.

Eines Tages fuhr ein Bauer mit seinem Eselskarren an der Apotheke vorüber, und der Apotheker rief ihm zu: „He, guter Freund, ruh dich doch ein bißchen aus auf meiner Schwelle. Hast du Lust, so wollen wir uns die Zeit verkürzen und von unseren Erlebnissen plaudern. Oder bist du so dumm wie du aussiehst und kannst gar nicht erzählen?" Den Bauer verdroß die Rede, und er versetzte aufgebracht: „Ich erzähle nur Selbsterfundenes; an anderen Geschichten liegt mir nichts." „Gut denn! Wenn's dir recht ist, so laß uns eine Wette eingehen. Ich denke nämlich, du erzählst mir eine Geschichte, an der kein Wort wahr ist. Gelingt dir das, so trete ich dir mein Haus ab samt der Apotheke; gelingt dir's nicht, so nehme ich dir den vollbepackten Karren und das Zaumzeug deines Esels weg. Was sagst du dazu, Freund?"

„Was ich sage? Gib mir's schriftlich!" Da lachte der lustige Apotheker, und seine Freunde, die dabeistanden, lachten mit, während sie gemeinsam das Schriftstück verfaßten. Der Bauer nahm es sorglich zwischen die Finger, ließ sich auf die Türschwelle nieder und begann: „Es war einmal ein Sultan . . ." Aber der Apotheker ließ ihn nicht weiterreden, sondern rief lachend: „Du hast die Wette verloren: Sultane hat es ja von jeher gegeben und gibt es die Menge! Du bist also doch so dumm wie ich gedacht hab'!" Damit nahm er sich den schön bemalten, hochrädrigen Karren und das fein gestanzte Zaumzeug. Betrübt führte der Bauer den Esel heim. Als er auf dem Hofe anlangte, rief ihm der zweite Bruder zu: „Wo hast du Karren und Zaumzeug gelassen?" Da mußte der andere sein Mißgeschick erzählen, und als er darüber weinte und klagte, so tröstete ihn der zweite und sagte: „Hab' acht! Ich bring' das Verlorene wieder heim: ich gehe zu dem listigen Betrüger hin und erzähle ihm die feinste Lügengeschichte der Welt!"

Dann machte er sich eiligst zurecht, ergriff den Esel am Halfter und ging in die Stadt. Als er vor die Apotheke kam, riß er den Mund weit auf und schrie dem Apotheker zu: „Hier bringe ich dir auch den Esel, damit du ihn gleich an den gewonnenen Karren spannen kannst! Gewinnen mußt du ja auch diesmal!" „Kannst du denn eine richtige Lügengeschichte erzählen?" fragte der Apotheker. Der aber erwiderte: „Das wirst du gleich merken", setzte sich auf die Schwelle und begann: „Im gesegneten Jahre der Tolläpfel hauste im Veilchenacker, am Tomatenpalast, in der Nähe des riesigen Erdbeerbaums eine Königin . . ." „Du hast verloren: Königinnen hat es stets gegeben und gibt es heute noch eine Anzahl!" schrie der Apotheker, und er und seine Freunde wollten sich schier krank lachen über die Einfalt des Bauern. Den Esel aber nahmen sie ihm weg, und er trat bestürzt den Heimweg an. Als der jüngste Bruder von der Sache hörte, schwur er, das Verlorene zehnfach, nein hundertfach oder gar tausendfach zurückzugewinnen. Er belud also seine breiten und stämmigen Schultern mit alten, abgenützten Stricken und Seilen, zerfetzten Zaumzeugen und derlei Gerümpel und lief, so rasch er konnte, zur Apotheke. Dort stürmte er hinein, warf das Mitgeschleppte auf den Marmortisch und rief den Anwesenden mit verstellter Lustigkeit zu: „Ihr lieben Leute, der Karren ist hin! Das Zaumzeug, das schöne, neue ist hin! Der Esel, der schöne, fettglänzende, grauhaarige ist auch hin! Und nun bring' ich hier all die Überbleibsel, die uns stündlich an den herben Verlust gemahnen könnten! Da, mein guter Apotheker, das Gerümpel soll dein sein!"

Der aber wollte den Spaß noch weiter treiben und sagte: „Oho, es kann erst dann mein werden, wenn du mir eine tadellose Lügengeschichte erzählst: so steht es im Vertrage geschrieben!"

„Auch recht! So hab ich's eigentlich auch erwartet! Aber gewinnen kann so ein dummer Bauer gewiß nicht, dazu fehlt ihm eure Gewandtheit. Also hört: Bei einer meiner Geburten — ob's die erste war, fragt meine Urgroßmutter — zählte ich genau zwölf Jahre! Weinend lief ich hin zum Urgroßvater meines Großvaters, und dieser Gute schenkte mir einen bleiernen Pfennig: dafür kaufte ich mir eine Wassermelone, die gerade vier Zentner wog! Flink steckte ich das faustgroße Birnchen in die Westentasche meines Hemdes und begab mich auf den Achseln hinunter an den Hafen von Dingsda. Aber seht, aber hört! Da

kollert unvermutet meine vier Zentner schwere Wassermelone aus der Westentasche meines Hemdes in das Meer; eine geradeswegs von Amerika angekommene Mücke schluckt sie auf! schnappt sie auf! — drückt sie nicht, beißt sie nicht: frißt sie auf mit Schale, Stiel und Kernen! Und ein tüchtiger Schluck Seewasser drauf zum Nachschwenken und Magenausspülen. Weinend lief ich zurück zum Urgroßvater meines Großvaters, und dieser Gute warf sogleich sein Messer auf den lehmigen Estrich, und im selben Augenblick kamen siebentausend Soldaten hervor und siebentausend feine Reiterlein: du marschierst jetzt flugs hinaus, denn die Apotheke ist nun mein."

Und so geschah es von Rechts wegen, da das Schriftstück namentlich unterzeichnet war. Der Gewinner erhielt das Haus und die Apotheke, holte seine beiden Brüder zu sich, und so lebten sie glücklich und zufrieden miteinander. Wenn sie auch heute noch leben, so sind sie höchstwahrscheinlich noch nicht gestorben.

51. Der Hasenschütz.

(Aus Deutschland.)

Ein Bauer war ins Holz gegangen, um sich einen Sack Laub zu sammeln. Als er vom Waldesrand auf das Feld hinausblickte, sah er auf einmal einen Hasen, der sich ganz nahe vor ihm in einer Furche aufrichtete. Langsam und vorsichtig hob er seinen Rechen und machte sich einen Spaß daraus, zu zielen. Nun stand aber nicht weit davon ein Jäger, der hatte auch auf den Hasen angelegt, und krach! pardauz! da lag er und war tot. Verwundert warf der Bauer den Rechen hin, packte die Beute und wollte sie in seinen Laubsack stecken. Plötzlich fühlte er einen leichten Schlag im Nacken. „He!" rief der Jäger, „wer hat dir erlaubt, den Hasen zu nehmen?" „Ach Herr", sagte der Bauer erschrocken, „ich dachte doch nicht, daß das olle Ding losgehen würde!"





52. Zu Eurem Wohlsein.

(Aus Ungarn.)

Es war einmal, der Himmel weiß wo, irgendwo war einmal ein König. Das war ein so mächtiger König, daß, wenn er nieste, das Volk im ganzen Lande dazu sagen mußte: „Zu Eurem Wohlsein!" Jeder Mensch sagte das, nur der sternenäugige Schäfer wollte es nie sagen.

Das erfuhr der König, da war er sehr erzürnt und ließ den Schäfer zu sich rufen.

Der Schäfer geht hin und bleibt vor dem König stehen, der doch auf einem Throne saß, überaus mächtig war und schrecklich zornig

dazu. Aber wie mächtig und zornig der König auch war, der sternenäugige Schäfer fürchtete sich doch nicht vor ihm.

„Sage augenblicklich: Zu meinem Wohlsein!" fuhr ihn der König an.

„Zu meinem Wohlsein!" sagte der Schäfer zur Antwort.

„Zu meinem, zu meinem, du Lump, du Landstreicher!" lärmte der König.

„Zu meinem, zu meinem, Eure Majestät!" antwortete jener.

„Aber zu meinem, zu meinem eigenen", brüllte der König und schlug sich wütend auf die Brust.

„Nun, zu meinem, freilich zu meinem eigenen!" sagte der Schäfer wieder und schlug sich dabei sanft auf die Brust.

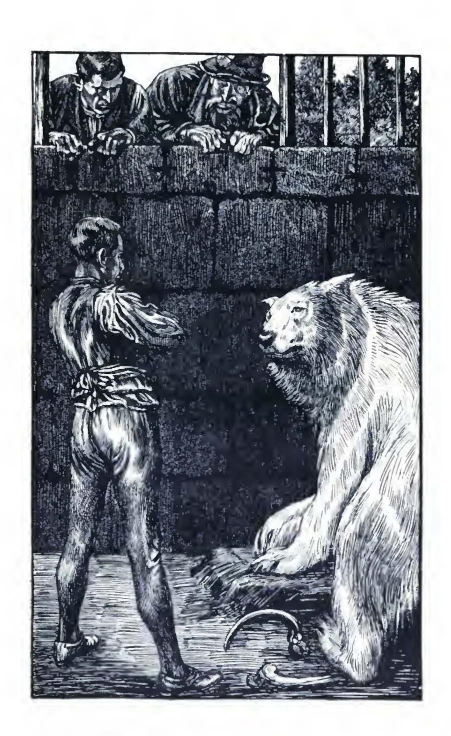
Da wußte der König vor Wut schon nicht, was er tun solle; aber da mischte sich der Hofmeister hinein.

„Wirst du jetzt gleich sagen, wirst du augenblicklich sagen: Zu Eurem Wohlsein, Majestät! — denn wenn du es nicht sagst, bist du ein Kind des Todes."

„Ich werde es nicht eher sagen, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme", antwortete der Schäfer.

Die Prinzessin war auch im Zimmer anwesend, sie saß auf einem kleinen Throne neben ihrem königlichen Vater und war so wunderschön, ganz wie eine goldene Taube; nun, aber wie wunderschön sie auch immerhin war, so mußte sie doch lachen bei den Reden des Schäfers; denn der sternenäugige Schäfer hatte ihr gefallen, er hatte ihr besser gefallen als irgendein Königssohn.

Der König aber befahl, den Schäfer augenblicklich in den Zwinger des weißen Bären zu werfen. Die Trabanten führten ihn auch weg und warfen ihn in den Zwinger des weißen Bären, dem sie zwei Tage lang nichts zu essen gegeben, damit er um so blutgieriger werde. Kaum hatten sie die Tür zugemacht, so stürzte der Bär gleich auf den Schäfer los, um ihn zu zerreißen und aufzufressen; doch wie er sein Sternenauge gesehen, erschrak er so sehr, daß er beinahe sich selbst aufgefressen hätte, hockte sich in dem entferntesten Winkel nieder und sah ihn von dort an, getraute sich aber nicht, ihm etwas zu tun, obschon er so hungrig war; er leckte nur an seinen Tatzen vor großem Hunger. Der Schäfer aber wandte kein Auge von ihm, und um sich wach zu er-



Dähnhardt, Schwänke. Zu Seite 114.

halten, machte er Lieder, weil er wußte, daß ihn der Bär augenblicklich zerreißen würde, wenn er einschlafen sollte.

Aber er schlief nicht ein.

Am Morgen kommt der Hofmeister, um nach den Knochen des Schäfers zu sehen, und da sieht er, daß diesem nicht das geringste fehlt. Er führte ihn hinauf zum König, der in fürchterlichen Zorn geriet und sagte: „Nun, jetzt warst du dem Tode nahe, wirst du jetzt schon sagen: zu meinem Wohlsein?"

Aber der Schäfer sagte nur: „Ich fürchte mich nicht einmal vor zehn Toden! Ich werde es erst dann sagen, wenn ich die Prinzessin zum Weibe bekomme."

„So gehe also in die zehn Tode."

Und der König befahl, ihn in den Zwinger der Riesenstachelschweine zu werfen. Die Trabanten warfen ihn auch hinein und gaben den borstigen Stachelschweinen eine Woche lang nichts zu essen, damit sie um so wilder würden. Wie aber die Schweine auf ihn losrennen, um ihn in Stücke zu reißen, nahm der Schäfer aus dem Ärmel seiner Szür [1]) eine kleine Flöte, die am Tage des heiligen Wendelin geschnitzt worden war, und begann darauf das Lied des heiligen Wendelin zu blasen, worauf die Stachelschweine scheu zurücktraten, dann aber sich die Tatzen gaben und zu Tanze sprangen. Der Schäfer hätte für sein Leben gern gelacht, wie er diese Tiere ohne Schnauzen so tanzen sah, aber er traute sich nicht, das Flötenblasen zu unterbrechen, weil er wußte, daß sie dann augenblicklich auf ihn losstürzen und ihn auffressen würden. Denn für diese konnte er lange seine Sternenaugen haben, — zehn Schweinen konnte er nicht zu gleicher Zeit in die Augen sehen. Deshalb blies er nur immer das Wendelinslied, erst langsam, so daß die Stachelschweine einen Andalgo [2]) tanzten, aber dann immer schneller, bis er ihnen zuletzt einen solchen Frischtanz [2]) aufspielte, daß sie die kleinen Verschnörkelungen schon gar nicht mehr zwingen konnten und ganz erschöpft auf einen Haufen fielen. Jetzt erst begann der Schäfer zu lachen, aber da lachte er so stark, daß ihm noch am Morgen, als der

1) Ungarisches Kleidungsstück, eine Art Mantel.

2) Figur im Tschardas, der langsam beginnt, um in immer rascherem Tempo, unter vielfachen, der Kunst des Tänzers überlassenen Verschnörkelungen im „Frisch" zu endigen.

Hofmeister kam, um nachzusehen, ob noch etwas von seinen Knochen übrig geblieben sei, die Tränen über die Backen liefen vom vielen Lachen.

Er führte ihn dann hinauf zum König, der noch mehr in Zorn geriet, daß sogar die Schweine den Schäfer nicht hätten zerreißen können, und sagte: „Nun, jetzt warst du den zehn Toden nahe; also sagst du denn schon einmal: zu meinem Wohlsein?“

Aber der Schäfer unterbrach ihn mitten im Wort: „Ich fürchte mich nicht vor hundert Toden; ich werde es erst dann sagen, wenn ich die Prinzessin zum Weibe bekomme.“

„So gehe also in die hundert Tode!“ schrie der König und befahl, den Schäfer in die Sensengrube zu werfen.

Die Trabanten schleppten ihn denn auch in den finsteren Kerker, in dessen Mitte ein tiefer Brunnen ist, rund herum mit scharfen Sensen besteckt; am Grunde des Brunnens aber brennt ein kleines Licht, daß man sehen könne, wenn jemand hineingeworfen wird, ob er bis auf den Grund hinuntergefallen sei.

Wie sie den Schäfer dorthin schleppten, bat er die Trabanten, sie möchten ein klein wenig hinausgehen, während er in die Sensengrube hinunterschaue; er wolle sich's vielleicht noch überlegen, vielleicht sage er dem König doch noch: „zu Eurem Wohlsein!“

Die Trabanten gingen hinaus, er stellte aber seinen Fokos[1]) neben die Grube, hängte seinen Szür daran und setzte seinen Hut auf das Ganze, aber vorher hängte er noch seinen Schnappsack auf, daß auch ein Körper im Szür sei; dann aber schrie er den Trabanten zu, daß er sich's schon überlegt habe und es trotz alledem doch nicht sagen werde.

Die Trabanten gingen hinein und stießen Szür, Hut und Schnappsack in die Grube; sie horchten, wie das von Sense zu Sense fiel, bis es hinunter gelangt war, und sahen ihm nach, wie es das Licht auslöschte; dann gingen sie weg, ganz beruhigt, daß es nun wirklich aus sei mit dem Schäfer; der aber lachte im dunkeln Winkel.

Am anderen Tag kommt der Hofmeister mit einer Lampe. Aber er fiel beinahe zur Erde, so lang er war, als er den Schäfer erblickte. Dann führte er ihn hinauf zum König. Da geriet dieser in noch viel

1) Eine Art Waffe, die noch jetzt getragen wird. Sie besteht aus einem gewöhnlichen Stock, dessen Griff einem kleinen Beile gleicht.

größere Wut, doch fragte er ihn auch jetzt wieder: „Nun, du warst in hundert Toden, wirst du jetzt sagen: zu Eurer Gesundheit?"

Aber der Schäfer sagte nur so viel: „Ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!"

„Vielleicht wirst du es auch billiger geben", sagte der König, als er sah, daß er den Schäfer auf keine Weise aus dem Wege räumen könne, und befahl, die königliche Kutsche anzuspannen; dann ließ er ihn zu sich an seine Seite setzen und befahl, in den silbernen Wald hinauszufahren; dort aber sagte er zu ihm: „Siehst du diesen silbernen Wald? Wenn du mir sagst: zu Eurem Wohlsein! gebe ich ihn dir."

Da wurde es dem Schäfer bald kalt, bald heiß, aber darum sagte er doch: „Ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!"

Der König ward gar betrübt; er ließ weiter fahren, und sie kamen zum goldenen Schlosse, dort aber sagte er: „Siehst du dieses goldene Schloß? Auch das will ich dir geben, den silbernen Wald und das goldene Schloß, sage mir nur das eine: zu Eurem Wohlsein!"

Aber der Schäfer, ob er auch staunte und gaffte, sagte doch nur: „Nein, ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!"

Da gab sich der König einer großen Trauer hin, er ließ weiter fahren bis zum diamantenen Teich, und dort sagte er: „Siehst du diesen diamantenen Teich? auch den will ich dir geben, den silbernen Wald, das goldene Schloß, den diamantenen Teich — alles, alles sollst du haben, sage mir nur das eine: zu Eurem Wohlsein!"

Da mußte der Schäfer aber schon seine Sternenaugen schließen, um nichts zu sehen, — aber er sagte doch: „Nein, ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!"

Da sah der König schon, daß er nicht anders mit ihm fertig werden könne, er ergab sich also.

„Nun, mir ist es alles eins, ich gebe dir also meine Tochter zur Frau, aber dann mußt du mir auch wirklich und wahrhaftig sagen: zu Eurem Wohlsein!"

„Freilich werde ich es sagen; wie sollt ich's denn nicht sagen; das ist ja natürlich, daß ich es dann sagen werde!"

Darob freute sich der König sehr; er ließ verkündigen, daß sich das Volk im ganzen Lande freuen solle, denn die Prinzessin werde heiraten. Das Volk im ganzen Lande freute sich aber auch, daß die Prinzessin, die so vielen Prinzen einen Korb gegeben, sich doch in den sternenäugigen Schäfer verliebt habe.

Dann wurde eine solche Hochzeit gehalten, daß ein jeder im ganzen Lande aß und trank und tanzte, selbst die Todkranken und sogar die Kinder, die an diesem Tage geboren wurden.

Die größte Lustigkeit war aber im Hause des Königs, hier spielten die besten Zigeuner auf, die besten Speisen wurden hier gekocht, ein Meer von Menschen saß an den Tischen; die gute Laune hob das Hausdach in die Höhe; doch wie der Brautführer den Schweinskopf mit Kren heraufbringt und mit gehörigem Anstand sagt:

„Die Suppe ist nun alle, das Krenfleisch bring ich euch,
Das riecht so gar gewaltig, daß wir uns küssen gleich —"

und der König die Schüssel vor sich nahm, um jedem seinen Teil vorzulegen, da mußte er auf einmal entsetzlich niesen von dem starken Kren.

„Zu Eurem Wohlsein!" rief der Schäfer zu allererst, und der König freute sich darüber so sehr, daß er vor Freude augenblicklich mausetot war.

Da wurde der sternenäugige Schäfer König. Es wurde ein sehr guter König aus ihm, nie hat er seinem Volke die Last auferlegt, ihm gegen seinen Willen Gutes zu wünschen, und doch wünschte ihm ein jeder Gutes, auch ohne Befehl; denn er war ein sehr guter König, und so hatte ihn alles Volk sehr lieb.



53. Von Nasr-ed-din, dem türkischen Eulenspiegel.

1.

Nasr-ed-din wollte einst, als Knabe von sechs Jahren, mit dem Bücherranzen um den Hals in die Bezirksschule gehen. Der damalige Sultan, welcher an jenem Morgen inkognito promenierte, begegnete ihm, und da er ihn an seinem Äußeren als einen gescheiten Burschen erkannte, so fing er mit ihm ein Gespräch an.

„Mein Sohn, wohin gehst du?"

„In die Schule."

„Nimm dieses Goldstück und kaufe dir Zuckerwerk!"

„Mein Vater wird es sehen. Er wird mich fragen, woher ich dieses Goldstück habe, und dann wird er mich schlagen."

„Nimm es nur! Wenn dein Vater fragen sollte, so antworte: der Sultan hat es mir gegeben, und er wird dir nichts sagen."

„Er wird es nicht glauben."

„Warum nicht?"

„Gibt der Sultan jemals nur ein Goldstück? Wenn du meine Schultasche mit Goldstücken füllst, dann glaubt man es."

Der Sultan lobte die Klugheit des Knaben, füllte seine Schultasche mit Goldstücken und schickte ihn nach Hause.

2.

Nasr-ed-din ging in ein Bad. Die Badewärter gaben dem Meister ein altes Badetuch und eine schmutzige Schürze und behandelten ihn nicht sonderlich gut. Der Meister sagte kein Wort; als er aber das Bad verließ, warf er auf den Zahlspiegel zehn Asper[1]), eine Summe, die in jener Zeit nur sehr reiche Leute geben konnten. Die Badewärter verwunderten sich hierüber. Eine Woche später kam der Meister wieder in das Bad. Diesmal bedienten ihn die Badewärter mit außerordentlicher Zuvorkommenheit. Der Meister sagte wieder kein Wort, und als er wegging, legte er auf den Zahlspiegel einen Asper. Die Badewärter verwunderten sich wieder und sprachen:

1) Ein Asper ist eine alte türkische Münze und der einhundertundzwanzigste Teil eines Piasters, der zur Zeit Nasr-ed-dins (im 14. Jahrh.) natürlich einen weit höheren Wert hatte als heutzutage.

„Herr, was bedeutet das?"

Darauf sagte er:

„Dieser eine Asper ist die Bezahlung für das vorige Mal, die am vorigen Mal von mir gegebenen zehn Asper aber sind die Bezahlung für diesmal."

3.

Eines Tages begab sich der Meister zu einem Feste. Allein seine Kleider waren alt, und man schenkte ihm keine Beachtung.

Der Meister ging sogleich nach Hause, wo er einen neuen Pelz hatte, zog diesen an und kehrte geradeswegs nach dem Festhaus zurück. Die Veranstalter des Festes gingen dem Meister entgegen und begannen, ihn in ehrenvollster Weise zu empfangen.

Ja, man wies ihm sogar den Ehrenplatz an. Als der Meister diesen Empfang sah, begann er seinerseits seinem Pelze Höflichkeiten zu sagen. Da fragten sie:

„Herr, was machst du da?"

Er antwortete:

„Die ehrenvolle Aufnahme gilt nicht mir, sondern dem Pelz."

4.

Eines Tages kam ein Mensch vom Dorfe und brachte dem Meister einen Hasen. Der Meister tat dem Manne alle Ehre und Artigkeit und gab ihm eine Suppe zu essen. Eine Woche später kam der Mann wieder und begehrte sein Gast zu sein. Der Meister hatte ihn inzwischen vergessen und fragte: „Wer bist du denn?" Der Mann antwortete: „Ich bin der Mensch, der dir den Hasen gebracht hat." Der Meister nahm ihn wieder auf. Einige Tage darauf kamen ein paar Leute und luden sich ebenfalls zu Gaste. Als der Meister sie fragte: „Wer seid ihr?" sagten sie: „Wir sind die Nachbarn des Mannes, der den Hasen gebracht hat." Auch sie nahm er auf. Wieder einige Tage später kam noch ein Trupp Leute, und als der Meister auch sie gefragt hatte: „Wer seid ihr denn?" sagten sie: „Wir sind Nachbarn der Nachbarn jenes Mannes, der den Hasen gebracht hat." Der Meister sagte: „Seid mir willkommen!" und setzte ihnen eine Schüssel frischen Wassers vor. „Was ist das?" riefen sie verwundert. „Ei nun, — das ist Sauce von der Hasensauce."

5.

Als Nasr-ed-din eines Tages in seinem Hause saß, klopfte jemand an die Tür. Der Meister rief von oben herab: „Was willst du?" Der andere antwortete: „Komm herunter!" Sogleich ging der Meister hinab und fragte: „Was willst du?" „Ich möchte ein Almosen", erwiderte der Gefragte. Da sprach der Meister: „Komm mit herauf." Als der Bettler oben war, wandte sich Nasr-ed-din zu ihm und sagte: „Möge Gott dir's geben!" Als nun der Bettler ärgerlich ausrief: „Ja, Herr, warum hast du mir das nicht unten gesagt?" antwortete der Meister: „Und warum hast du mich, der ich oben war, nach unten gerufen?"

6.

Als Nasr-ed-din eines Tages auf seinem Hofe saß, rief er aus: „Ach Gott, schenke mir doch tausend Goldstücke! Wenn aber eins fehlt, — 999 nehme ich nicht!" Nun hatte der Meister einen Juden zum Nachbar, der saß auf der Hofmauer und hörte das. Und um die Probe zu machen, zählte er 999 Goldstücke ab, tat sie in einen Beutel und warf sie dem Meister in den Hof. Nasr-ed-din freute sich und rief: „Gott sei gelobt, mein Gebet ist erhört"; öffnete den Beutel, zählte die Goldstücke und fand, daß eins fehlte. „Hm!" sagte er, „wer dies gegeben, der wird auch das andere geben." Und er steckte das Geld ein und ging ins Haus.

Jetzt wurde es dem Juden übel zumute. Er stieg von der Mauer, klopfte an des Meisters Tür und sprach: „Mit Verlaub, Herr, das ist dein Geld noch lange nicht. Nicht Gott hat es dir geschenkt, sondern ich habe es dir hingeworfen, um dich zu prüfen. Nun denn, — da du 999 Goldstücke nicht nehmen wolltest, so gib mir das Geld wieder." Nasr-ed-din aber antwortete: „Bist du ein Narr geworden? Wie wärest du imstande mir Geld zuzuwerfen? Ich habe Gott gebeten, und Gott hat mich erhört, und wenn du Klage führen willst, so ist das Gericht nicht weit entfernt."

„Komm!" rief der Jude, „das Gericht soll entscheiden." — „Aber ich bin krank, ich kann nicht gehen." — „Nun, ich habe einen Esel; steig auf und folge mir." — „Mich friert heute so. Ich brauche einen Pelz um die Schultern." „Auch den sollst du haben." Der Jude brachte den Pelz und den Esel, und sie brachen auf und kamen vor den Richter.

Dort erzählte der Jude den ganzen Hergang, wie Nasr-ed-din ihm das Geld nicht wiedergeben wolle. Darauf begann dieser zu reden und sagte: „Ich habe gewiß und wahrhaftig 1000 Goldstücke von Gott erbeten, und der hat sie mir gegeben, und wenn eins fehlt, so sage ich mit Recht: wer so viel Goldstücke gegeben hat, der gibt auch noch das eine. Aber der Jude dort, — der wird am Ende gar behaupten, daß mein Esel und dieser Pelz da ihm gehören!" — „Freilich", sprach der Jude, „der Esel ist mein, und der Pelz ist mein." — Da rief der Richter: „Fort mit dir! Du bist ein Narr!" Und ließ ihn hinauswerfen.

Nasr-ed-din aber kehrte mit dem Esel und dem Gelde heim.

54. Die unflüggen Engel.

(Aus Malta.)

Der Küster, der allnächtlich in der Kirche Wache halten mußte, hörte in einer Nacht ein Geräusch. Eilends erhob er sich, horchte und blickte um sich. Da gewahrte er zwei Diebe, die sich oben an der Kuppelöffnung befanden und bemüht waren, die „ewige Lampe", die aus schwerem Silber bestand, am Seile heraufzuziehen. „He!" rief er, „ihr da droben, was macht ihr da mit dem Licht? — Seid ihr etwa bestimmt, Hüter des Lichtes zu sein?" — „Nein," riefen die Diebe, „aber wir sind Engel Gottes." — „Wie?" höhnte der Küster. „Ich denke, die echten Engel haben Flügel!" — „Ja doch, wir sind aber noch unflügge Küken!" Und damit zogen sie die wertvolle Lampe vollends empor.

55. Des Bauern Leid.

(Aus Malta.)

Im Hause eines Bauern war das Leid eingekehrt. Seine große, fettglänzende Stute, das Prachttier unter den Stuten, war eingegangen, und ohne allen Grund: Schläge hatte sie wenig bekommen, dafür aber reichliches Futter, und bei schweren Lasten war der Bauer nie lässig neben dem Karren hergegangen, sondern hatte rüstig mit angefaßt. Und doch war sie eingegangen, die schöne Stute. Er prügelte sein Weib, um durch sie am Ende auf eine Vermutung zu kommen, falls ihr ein

Wort entschlüpfte. Aber es war umsonst. Nun spannte er also sein Weib an den Karren und half dann und wann ziehen. Doch das dauerte nicht lange. Das Weib legte sich eines Tages hin und machte es wie die Stute: sie starb. So war abermals das Leid bei dem Bauern eingekehrt, und die Nachbarn bedauerten ihn sehr, den guten, einsamen Mann, der stets klagte und bei jeder Gelegenheit wiederholte, „daß er eine solche nie mehr bekommen würde". Aber die Nachbarn trösteten und bedeuteten ihn oft, er möge stille sein, sie würden sich seiner annehmen und für ihn sorgen. Da wurde er ruhig und wartete. Nach drei Monaten fragten sie ihn, ob er auch jetzt noch den Wunsch hege, von vorne anzufangen und die Arbeit nicht weiter allein zu verrichten. Eifrig bejahte der Bauer, „da ihm in seiner Hütte gar so einsam werde". Da berichteten sie ihm von einem Anerbieten, das ihm ein Bauer durch ihre Vermittelung mache. Erfreut fragte er nur noch: „Wieviel Geld?" und die Nachbarn erwiderten: „Wir haben uns deiner angenommen, wir werden für dich handeln." So luden sie ihn eines schönen Tages ein, mit ihnen hinzugehen, „um die Neue anzusehen". Alsobald ging er mit und betrat die Hütte eines Bauern. Die Magd stand in der Tür, die Tochter sollte er erst später sehen. „Wie gefällt dir mein Anerbieten?" fragte ihn der Vater, und er versetzte: „Ich mache mich auf Großes gefaßt, da schon die Magd meinen Beifall hat." Man aß und trank. Dann rief er ungeduldig: „Wo ist sie, die Freude meines Herzens, sie, die in meine verlassene Hütte Zufriedenheit tragen soll? Bringt sie her!" Da führte man ihm das Mädchen zu. Aber noch einmal rief er: „Wo ist sie?" und sie sagten ihm, daß sie vor ihm stehe. Er aber wurde wie toll und rief: „Himmel! was habt ihr da für mich gewählt?" „Ein Mädchen! Ein schönes! Was willst du mehr?" Und nun kam es an den Tag! Der Bauer hatte an eine — neue Stute gedacht. Da warf ihn der Vater des Mädchens zur Tür hinaus. Und holla! nun ist auch die Geschichte aus.





56. Schipp in Sicht!

(Aus Rügen.)

Die Rügianer waren früher als arge Strandräuber weit und breit verschrien. Man sagte ihnen nicht nur nach, daß sie die Schiffe, die von Wind und Wetter auf den Strand getrieben waren, rücksichtslos ausplünderten, sondern man wollte auch wissen, daß sie die vorüberfahrenden Schiffe durch falsche Zeichen zum Stranden brächten, um so auf leichte und bequeme Art eine fette Beute zu bekommen. Hierauf beruht die folgende Erzählung.

Dor was mal ees[1]) 'n Stralsunner; de kem, as he dot wier, an de Himmelsdöhr un kloppt dor an, dat se em rinlaten sullen. Petrus makt dat Finster apen un frog em, wer he wier un wur[2]) he herkem. De anner antwurt't: „Ick bin ut Stralsund un micht girn in'n Himmel rin." — Petrus: „Dat glöw' ick Di wol to; äwer dor kann nicks nich von warden.[3]) Denn Stralsund liggt dicht bi Rügen, un de Rügenschen — von de Ort hebben wi hier nahgradens nog; dat is 'ne ganz dulle Bann'!" — „Ih", seggt de Stralsunner, „denn schmiet se doch ruut!" — „Ja, wenn dat so licht wier!" — „För mi micht dat so schlimm nich sinn",

1) einst. 2) wo. 3) daraus kann nichts werden.

säd de Stralsunner to Petrussen; „ick will Di wat seggen: nimmst Du mi hier bi Di up, so schaff ick Di gliek de ganze Sipp von'n Liew'." — „Dat sall gellen!" reep Petrus ut un makt de Himmelsdöhr up. De Stralsunner besunn sich nich lang'. He ging furts[1]) nah de Eck hen, wur de Rügenschen in hellen Hoopen tosamseeten un randalierten. As he all dicht 'ran wier, leggt he beide Hänn' mit de flache Siet an'n Mund un reep, so luud he künn: „Schipp in Sicht, Schipp in Sicht!" Kuum harren de Rügenschen dat hürt, so sprungen se up un stört'ten sich ruut ut de Himmelsdöhr; denn keen von en wull bi so 'ne Sak de letzt sin. As se all buuten wieren, klappt Petrus de Döhr achter en to un was froh, dat he de Gesellschaft so licht losworden wier.

57. Zwiefache Vergeltung.

(Aus Tirol.)

Ein armes Bäuerlein ging an einem Sonntag in die Kirche zur Predigt. Der Herr Pfarrer sprach von der Nächstenliebe und der Mildtätigkeit und daß einem der liebe Gott jede Gabe doppelt vergelte. Der Bauer hatte aufmerksam zugehört und erzählte daheim seinem Weibe von der schönen Predigt, und da er gern zwei Kühe statt einer gehabt hätte, suchte er sie zu überreden, dem Pfarrer das Kühle zu schenken, damit sie dann zwei bekämen. Das Weib wollte von diesem Handel nichts wissen, aber der Bauer ließ sich einmal nicht mehr davon abbringen. Er holte seine Kuh und stellte sie in den Stall neben die des Pfarrers. Als nun abends die Magd des Pfarrers die beiden Kühe zur Tränke an den Dorfbrunnen trieb, lief die Kuh des Bauern, so schnell sie konnte, ihrem alten Stalle zu, und die Kuh des Pfarrers ihr nach. Wie der Bauer die beiden Kühe daherrennen sah, riß er die Stalltür auf, und die Kühe sprangen in den Stall hinein. Dann rief er sein Weib herbei und sagte zu ihr: „Siehst, daß der Pfarrer Reacht ghet hot? Jetz hom mer statt bloß oane zwoa Küeh."

---

1) sofort.

58. Die Besserung.

(Aus Deutschland.)

Zwei Studenten, die bei einer alten Frau in Kost und Herberge lebten, hatten es nicht allzu gut bei ihr, denn sie war geizig und kochte ihnen nichts als Wassersuppen, worüber die Studenten sich gegen einander beschwerten. „Wart", sagte der eine, „ich will ihr den Geizteufel schon austreiben." Nun pflegte das alte Weib den Stoßseufzer im Munde zu führen: Ach, wer doch nur im Himmel wär! Das hatte der Student bemerkt und klomm aufs Dach und guckte durch den Schornstein hinab in die Küche, wo die Alte mit Kochen beschäftigt war. Wie sie nun wieder für sich seufzte:

„Ach, wer doch nur im Himmel wär!"

rief er mit lauter Stimme herab:

„In den Himmel kommst du nimmermehr!"

Die alte Frau meinte, es wär ein Engel oder der liebe Gott selbst, und rief mit kläglicher Stimme zurück:

„Warum denn nicht, du lieber Gott?"

worauf der Student entgegnete:

„Weil du kein Fleisch tust in den Pott."

Da ging die alte Frau in sich und gelobte Besserung mit den Worten:

„So will ich's besser machen gleich",

steckte auch gleich ein großes Stück Fleisch in den Topf, der auf dem Feuer stand. Da erschollen ihr von oben die tröstenden Worte:

„Dann kommst du auch ins Himmelreich."





59. Bauer und Edelmann.

(Aus Deutschland.)

Ein Bauer kam nach Hause, nachdem er unterwegs eins über den Durst getrunken hatte, und erzählte seiner Frau, daß er auch den Gutsherrn angetroffen hätte.

„Was sagte er denn?"

„Er fragte, wo ich herkäme. Und wie ich sagte: Vom Markt, fragte er, ob er auch groß gewesen wäre. Da sagte ich, ich hätte ihn nicht gemessen. Ich meine, sagte er, ob viel Käufer und Verkäufer dagewesen wären. Ich hab sie nicht gezählt, versetzte ich. Wo geht denn nun der Weg hin? fragte er. Der Weg geht nicht, sagte ich; er liegt."

„O weh, o weh", rief die Frau besorgt; „das wird uns eingetränkt werden. Sagte der Herr denn weiter nichts?"

„Ja, er sagte noch, was ich auf dem Markte getan hätte, worauf ich sagte: eins über den Durst getrunken."

„Das ist ja noch kreuzschlimmer", jammerte die Frau. „Ich armes Weib! Du kommst in den untersten Turm! Und wie soll ich dann meine Kinderchen ernähren? Dein böses Maul bringt uns an den Bettelstab. Wenn morgen nichts darauf kommt, will ich's loben."

Darum ließ sich aber der Bauer kein graues Haar wachsen, sondern ging zu Bette und schlief den Rausch aus. Die Frau aber konnte in ihrer Angst keine Ruhe finden.

Am anderen Morgen klopfte es schon in aller Frühe an der Tür. Die gute Frau fiel vor Schrecken fast aus dem Bette, der Bauer aber wollte nicht aufstehen, um nachzusehen, wer draußen wäre. So mußte die Frau selber gehen, und siehe da, es war der Büttel, der den Bauern Schlag elf Uhr aufs Schloß beschied.

„Hab ich mir's nicht gedacht?" rief die Frau wehklagend. „Wir sind verloren, es ist aus mit uns."

„Hat gute Wege!" brummte der Mann, legte sich aufs andere Ohr und schlief ruhig weiter.

Gegen elf Uhr mußte sie ihn mit Gewalt aus dem Bette treiben, daß er die angesagte Stunde nicht versäumte. Inzwischen war sie auf ein Mittel bedacht gewesen, wie sie den Zorn des Gutsherrn beschwichtigen möchte.

„Ich hab ein junges Häschen aufgezogen", sagte sie zu dem Mann. „Das ist fromm und zahm. Nimm es unter den Rock und bring es dem Herrn zum Geschenk. Vielleicht erbarmt er sich und läßt Gnade für Recht ergehen."

Der Bauer ließ es sich unter den Kittel stecken, rieb sich den Schlaf aus den Augen und ging nach dem Schlosse. Der Herr, dem er schon zu lange geblieben war, lag im Fenster und sah ihn ankommen.

„He! Bist du endlich da?" rief er ihm zu. „Du loser Spötter!"

„Zu dienen, Euer Gnaden", versetzte der Bauer.

Als er aber in den Schloßhof getreten war, ließ der Gutsherr alle Hunde auf das Bäuerlein hetzen. Doch indem sie eben auf ihn einsprangen, ließ er wie vor Schrecken den Hasen fallen, der gleich vor den Hunden Reißaus nahm. Als die Hunde den Hasen laufen sahen, jagten sie hinter ihm drein und krümmten dem Bauer nicht ein Haar. — „Der Kerl kann mehr als Brot essen!" dachte der Edelmann.

Der Bauer trat nun in die Stube, wo der Tisch gedeckt stand und der Gutsherr sich eben niedergelassen hatte. Der Bauer bedachte sich nicht lange und setzte sich neben ihn. Aber als die Suppe gebracht ward, gab man ihm keinen Löffel.

„Ein Schelm, der seine Suppe nicht ißt!“ sagte der Edelmann.

Da nahm der Bauer eine Brotkruste, steckte sie an die Gabel und löffelte damit die Suppe aus.

„Ein Schelm, der seinen Löffel nicht ißt!“ sagte er dann, indem er seine Brotkruste verspeiste.

Darauf ward ein großes Stück Wildbret aufgetragen, das am einen Ende schon in Scheiben zerlegt war.

Dieser Teil stand dem Herrn zugekehrt.

„Da habt Ihr eine schöne Schüssel“, sagte der Bauer und kehrte die Scheiben nach seiner Seite.

„Ja“, sagte der Edelmann. „Sie kostet aber auch viel Geld“, und kehrte die Scheiben wieder zu sich.

„Wenn sie viel Geld kostet, so ist sie's auch ehrlich wert“, sagte der Bauer, indem er die Schüssel noch einmal drehte.

Da gab der Herr nach, und der Bauer ließ es sich wohlschmecken.

Zum Schluß kamen zwei Fische, ein großer und ein kleiner. Der große ward dem Gutsherrn, der kleine dem Bauern vorgesetzt. Da nahm der Bauer seinen Fisch an die Gabel und hielt ihn ans Ohr.

„Was machst du da, Bauer?“ fragte der Edelmann.

„Ich habe den Fisch etwas gefragt, und er hat mir geantwortet.“

„Was hast du ihn gefragt?“

„Mein Vater ist im Rhein ertrunken“, sagte der Bauer; „da hab ich den Fisch gefragt, ob er mir nichts von ihm zu melden wüßte.“

„Und was sagte der Fisch?“

„Er sagte, er wäre noch viel zu jung; jener große dort würde besser Bescheid wissen.“

Da vergönnte ihm der Herr, den großen Fisch zu fragen. Der Bauer spießte ihn an die Gabel und hielt ihn ans Ohr. Alsbald aber führte er ihn zum Munde und biß ihm den Kopf herunter.

„Bauer, wer hat dir das erlaubt?“ fragte der Herr.

„Gnädiger Herr“, war die Antwort, „der Fisch gestand mir, er habe meinen Vater gegessen: dafür muß ich ihn wiederessen.“

Hiermit ließ er sich den großen Fisch wohlschmecken; der Herr hatte das Nachsehen.

Dafür sollte der Bauer nun seine Strafe bekommen.

Nach Tische fragte der Herr: „Bauer, kennst du auch Wein?“

„Nein, Herr."

„Nun, so mußt du ihn kennen lernen."

Er rief zwei Knechte beiseite, flüsterte ihnen etwas ins Ohr und schickte sie mit dem Bauer in den Keller. Da lagen die Fässer nebeneinander. Sie fingen bei dem geringsten an, den Wein zu kosten. Der Bauer mußte den Kran aufdrehen, der eine Knecht hielt das Glas, der andere öffnete den Spund. Der Bauer sprach dem Wein beherzt zu, doch entging ihm nicht, als sie sich dem letzten und besten Fasse näherten, daß hinter diesem zwei Peitschen lehnten, die er offenbar auch kosten sollte. Solcher Trank behagte ihm nicht. Kaum hatte er also an diesem Fasse den Kran in der Hand, als er ihn auch gleich mit allen Kräften herauszog, indem er sich betrunken stellte. Der Wein schoß heraus; die bestürzten Knechte sprangen hinzu und hielten die Daumen gegen das Kranloch, konnten aber doch dem Verlust nicht ganz wehren. Der Bauer sah sich inzwischen im Vorkeller um, schob ein paar Schinken und eine Seite Speck unter den Kittel, ging die Treppe hinauf und schlich schwer gekrümmt über den Schloßhof.

„Nun hast du es doch einmal gekriegt!" rief ihm der Herr vom Fenster zu.

„Ja, Herr", versetzte der überladene Bauer. „Ich hab es so schwer gekriegt: wenn ich und meine Frau das Brot dazu hätten, könnten wir ein halb Jahr davon zehren."

Also schritt er zum Schloßtor hinaus.

60. Der Teufel und der Reitvogt.

Eines Tages ging der Teufel auf der Erde spazieren und guckte, ob nicht etwas zu holen wäre. Als er so umherging, begegnete ihm ein Reitvogt, ein richtiger Bauernschinder. Die beiden setzten ihren Weg miteinander fort und gelangten bald zu einer Wiese, wo ein Hirtenmädchen die Schafe hütete. Da hörten sie, wie es ärgerlich ausrief: „Was seid ihr doch für böse garstige Tiere!" Und dann schlug es eins und schalt: „Ein ganzer Bösewicht bist du. Hol dich der Teufel!" — „Hörst du?" fragte der Reitvogt. „Warum nimmst du das Schaf nicht?" — „Es war ja doch ihre Meinung nicht", erwiderte der Teufel,

„und dann habe ich keine Macht." Darauf kamen sie zu einer armen, schmutzigen Hütte. Da stand ein altes böses Weib in der Türöffnung und war gerade dabei ein Kind durchzuprügeln. Einmal über das andere rief sie: „Hol dich der Teufel, du garstiger Balg!" Als sie vorüber waren, fragte der Reitvogt: „Warum tatst du nicht, was das Weib sagte und holtest den Jungen?" „Nein", sprach der Teufel, „es war ihre Meinung nicht." Und sie setzten ihren Weg fort. Kurz nachher begegnete ihnen ein armer, ergrauter Bauer, der eben von seinem Frondienste zurückkehrte. Er zog seinen Hut und verbeugte sich tief vor dem Reitvogt, während er vorbeiging; kaum aber war er ein paar Schritte entfernt, so murmelte er halblaut: „Hol ihn der Teufel, den Bauernschinder!" — „Hörst du?" sprach der Teufel; „das meinte er aber wirklich so!" — packte ihn beim Kragen und fuhr mit ihm davon.

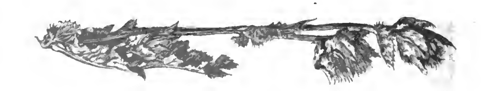


61. Wie der Frack entstanden ist.

(Aus Livland.)

Ein Deutscher rühmte einmal, daß kein Volk auf Erden so viel und so schön singe, wie das deutsche. Darüber ärgerte sich der Teufel, ging hin und forderte ihn auf, mit ihm zu wetten, wer von beiden mehr und besser singen könne; und zwar sollte einer den andern auf die Achseln nehmen, denn er dachte, das Singen ginge dann leichter. Der Deutsche ging darauf ein und nahm den Satan auf die Achseln. Der Böse sang nun alle Lieder, die er wußte, und es verging eine gute Zeit, bis er fertig war.

Danach bestieg der Deutsche den Rücken des Teufels und begann so schön zu singen, daß die Berge und Täler lustig widerhallten. Der Teufel hörte aufmerksam zu und dachte bei sich: je besser er singt, desto früher wird er aufhören müssen. Aber nein! Das viele Singen ermunterte des Deutschen Herz nur immer mehr; kaum hatte er ein Lied beendet, so fielen ihm gleich zwei neue ein. Da ergrimmte der Böse und tat alles, um ihn zum Schweigen zu bringen. Es half jedoch nichts, der Deutsche ließ sich auf keine Weise verwirren, blieb ruhig sitzen und sang weiter. Zuletzt konnte es der Teufel nicht mehr aushalten und arbeitete mit beiden Händen, um ihn herunterzukriegen. Doch wie er nun an den Rockschößen zerrte, blieben ihm auf einmal zwei Lappen in der Hand, — der Deutsche aber sang immer noch fort. Voll Wut packte er ihn, riß ihn zu Boden und rannte davon. Als der Deutsche aufgestanden war und sich betrachtete, suchte er seine Rockschöße vergeblich: die hatte der Teufel mitgenommen; nur am Rücken hing noch ein Stück, das einem Schwanze ähnlich sah. So ist der Frack entstanden.





62. Der Teufel und das Weiblein.

(Aus Deutschland.)

Einstmals war es dem Teufel in der Hölle gar zu heiß geworden, darum fuhr er zu seiner Abkühlung auf einige Zeit auf die Erde. Wie er sich nun eine Weile dort umgesehen hatte, kam es ihm in den Sinn, Ehemann zu werden. Denn da er schon in der Hölle gehört hatte, daß der Ehestand der Himmel auf Erden sei, so wollte er doch auch einmal einen Blick in den Himmel tun. Als er darüber nachsann, begegnete ihm von ungefähr ein hübsches Weiblein. „Glück zu!" sprach der Teufel, „aber was suchst du denn so früh am Morgen?" — „Ich suche einen Mann", antwortete das Weiblein. „Dann möchte ich dir schon behilflich sein", sprach der Teufel, „denn ich suche eine Frau." — „Aber wer bist du?" sprach das Weiblein. „Wer ich bin? Ich bin nur der Teufel, aber wenn du mich nimmst, dann will ich tun, was du begehrst." Damit war sie zufrieden, und der Teufel sprach: „Nun sag an, was ist dein Begehr?" Das Weiblein antwortete: „Heut mittag

wollen wir schmausen, drum gehe und bringe alles, was zu einem leckeren Mahle gehört: Wein und Braten und Wildbret, Fische und Vögel und noch etwas dazu." Da ist der Teufel gegangen und hat alles gebracht, was zu einem leckeren Mahle gehört: Wein und Braten und Wildbret, Fische und Vögel und noch etwas dazu. Und als sie davon gegessen, da sprach sie: „Der Wein ist viel zu sauer, und schlecht sind Braten und Wildbret, Fische und Vögel. Fahre jetzt über Stock und Stein und bringe mir einen heimlichen Schatz von Gold." Und der Teufel fuhr über Stock und Stein und brachte ihr einen heimlichen Schatz von Gold. Und als sie den Schatz gesehen, da sprach sie: „Der Schatz ist viel zu klein; aber nun lauf geschwind und hol mir schöne Kleider." Und der Teufel lief geschwind und holte ihr schöne Kleider. Und als sie die schönen Kleider angezogen, da sprach sie: „Ich hätte mir viel schönere Kleider gewünscht; doch spute dich und schaff mir einen Schmuck aus Perlen und Edelsteinen." Und der Teufel sputete sich und schaffte ihr einen Schmuck aus Perlen und Edelsteinen. Und als sie den Schmuck angelegt, da sprach sie: „Der Schmuck gefällt mir nicht!" Und in dieser Weise ist es immer fortgegangen, bis zuletzt dem armen und geplagten Teufel die Geduld ausgegangen und er in heller Verzweiflung ausgerufen: „Jetzt möchte ich doch am liebsten aus der Haut fahren." Hierauf hat das Weiblein gelacht und zum Teufel gesagt: „So fahr denn aus deiner Haut, du dummer Teufel!" Da hat sich der Teufel gefreut und ist aus seiner Haut und geradeswegs wieder zur Hölle gefahren. Auch hat er seitdem nicht mehr verlangt, den Himmel auf Erden kennen zu lernen.

63. Der Pastor und sein Knecht.

(Aus Dänemark.)

Es war einst ein sehr knauseriger Pastor in der Marschgegend, der erhielt zu St. Johannis einen neuen Großknecht, und da die Heuernte gerade an diesem Tage anfangen sollte, so machte sich der Großknecht mit den anderen Arbeitern auf, nach der Wiese zu fahren. Es ist aber in der Marschgegend Sitte, daß die Mäher um vier oder fünf Uhr nachmittags nach dem Arbeitsplatze ausfahren. Sie mähen dann bis zehn

oder elf Uhr abends, schlafen in der kurzen Sommernacht ein paar Stunden in dem abgemähten Grase und fangen um zwei oder drei Uhr wieder an. Als nun der Knecht mit den Arbeitern auf der Wiese angelangt war, fragte er sie: „Was ist euch lieber, wollt ihr's gut oder wollt ihr's schlecht haben?" Da wollten sie es natürlich alle gut haben, und er sagte zu ihnen: „Laßt mich nur machen, dann wird alles nach Wunsch gehen. Zuerst wollen wir essen und trinken, danach können wir bis morgen schlafen." Das gefiel ihnen allen wohl, sie aßen und tranken, sangen Lieder und waren lustig und guter Dinge. Dann machten sie sich gemeinschaftlich ihr Lager unter dem Wagen und schliefen die ganze Nacht hindurch den Schlaf des Gerechten. Als sie nun spät am Morgen an die Arbeit gehen wollten, schlug ihnen der Knecht vor, zuerst ein gutes Frühstück einzunehmen. Und als sie damit fertig waren, sagte er, es sei nicht der Mühe wert zu arbeiten, besser wär es, sie führen nach Hause. Freilich waren alle etwas bedenklich, allein der Knecht nahm jede Verantwortung auf sich, die Pferde wurden angespannt, und es ging heimwärts. Auf einmal rief der Knecht: „Halt!" warf einem der anderen die Zügel zu und sprang vom Wagen herab. Er hatte einen Platz aufgesucht, wo viele Kuhfladen lagen, und forderte nun den Brotkorb, in welchem die Arbeiter ihr Essen mitgenommen hatten. Nach kurzem Suchen hatte er ihn bis zur Hälfte mit Mistkäfern angefüllt. Den Deckel machte er sorgfältig fest, und dann fuhren sie, wie es Brauch ist, mit Singen und Jauchzen im starken Trabe nach Hause. Der Pfarrer kam ihnen vor dem Hofe entgegen und rief: „Nu, wie geht es, Kinder? Ist die Wiese jetzt abgemäht?" — „Jawohl!" antwortete der Knecht, denn sie hatten ausgemacht, daß er für sie alle das Wort führen sollte. „Jawohl!" sprach er, „alles ist abgemäht, ich muß aber an „Vatern" eine kleine Bitte richten." — „Was ist es, mein Sohn?" „Ja, Vater, das muß ich Ihnen sagen: ich habe einen Bienenschwarm gefunden." „Schon gut, das sind die meinigen; gerade heute morgen ist mir ein Schwarm weggeflogen." „Aber ich bitte darum, daß Vater mir den Schwarm überlassen möchte; ich bin ja nur ein armer Dienstknecht." — „Nein, das ist mir unmöglich, mein Sohn." „Ja doch, Vater könnte mir gerne das kleine Geschenk geben." — „Nein, es ist unmöglich, ich muß die Bienen haben, und zwar gleich; wo hast du sie?" — „Hier sind sie, im Brotkorbe, — ach!

ich hätte so sicher geglaubt, daß Vater mir armem Knecht den Schwarm überließe, — kann es aber nicht geschehen, so wünsche ich, daß die Bienen in Mistkäfer verwandelt werden und das abgemähte Gras wieder festwurzeln möge." Voll ängstlicher Erwartung ergriff der Pastor den Korb und machte den Deckel auf, — lauter Mistkäfer! Nun wurde ihm angst und bange, daß er noch einmal müßte mähen lassen, darum schickte er einen Jungen aus, die Sache zu untersuchen. Nun wehte aber ein gehöriger Wind, und wo die Leute in der Nacht vorher geschlafen hatten und das Gras daniederlag, hob der Wind die Halme nach oben. Der Junge wurde es von Ferne gewahr, und als der Pastor ihm entgegengelaufen kam, um den Ausfall zu erfahren, rief der Junge ihm zu: „Vater, Vater! Die ganze Wiese steht wieder aufrecht, und in dem einen Winkel erhebt sich das Gras noch!"

64. Der Pastor und der Schmied.

(Aus Dänemark.)

In einem Dorfe war vor Jahren ein etwas einfältiger Pastor und ein kluger Schmied. Eines Tages hatte der Pastor ein Geschäft beim Schmied, und während er in der Schmiedeesse den hämmernden Schmied und die fliegenden Funken betrachtete, sprach der Schmied: „Hör mal, Pastor, ich wette, daß mein Junge, der dort steht, klüger ist als du!" „Topp", sagte der Pastor, „ich gehe auf die Wette ein!" und damit fingen sie von anderen Dingen an. Auf einmal unterbrach der Schmied das Gespräch: „Reich mir mal das Stück Eisen dort!" Der Pastor ergriff es, warf es aber mit einem Fluche weit von sich weg und jammerte, denn es war glühend heiß. „Siehst du", sprach der Schmied, „du hättest klüger sein sollen; versuchen wir jetzt den Jungen!" — „Heda, Junge, komm her, reich mir das Eisenstück dort!" Der Knabe kam gelaufen, spuckte auf das Eisen, und da es zischte, holte er eine Zange, ergriff damit das Eisen und reichte es seinem Vater. „Siehst du", sprach der Schmied, „das ist der Klügere!"

Der Pastor ging nach Hause, um zu Mittag zu essen, und seine Haushälterin brachte ihm eine große Terrine Kohlsuppe, die sie vor ihn hinsetzte. Der Pastor meinte, hier wäre eine Gelegenheit seine neuerworbenen Kenntnisse zu versuchen, und spuckte in die Suppen-

schüssel, um zu erfahren, ob das Essen zu heiß wäre. Es zischte nicht, und er aß einen großen Löffel voll und brannte sich übel, und als die Haushälterin erschien, saß er schnaubend und stöhnend da. — Was los wäre? — Er konnte nicht begreifen, warum die Suppe so heiß sei, er hätte hineingespuckt, aber sie hätte doch gar nicht gezischt.

„Hast du in die Kohlsuppe gespuckt, so mußt du sie auch selber aufessen." — Und da half keine Bitte, der Pastor mußte bis auf den letzten Löffel voll die Suppe aufessen, und das Sprichwort wurde nachher allgemein: Wer in die Kohlsuppe spuckt, der muß sie selber aufessen!

65. Die beiden Lügner.

(Aus Anam.)

Es waren einmal zwei Erzgauner, das waren Lügner von Beruf. Der eine trieb sein Handwerk bei den vornehmen Herren, der andere bei den Armen. Einst begegneten sie einander auf der Landstraße und kamen ins Gespräch. Der Tag war sehr heiß, und als sie an einem Bach vorübergingen, nahmen sie ein Bad. Dabei kam dem einen der Einfall, seinem Berufsgenossen eine Probe seiner Kunst zu geben. Er band sich also fünf Groschen unter die Badehose, tauchte unter und kam mit dem Geld in der Hand wieder herauf und sagte: „Denk dir nur! Da unten hab ich zwei Geister getroffen, die waren gerade beim Schachspiel. Ich bin hingegangen und hab zugesehen, da haben sie mir dies Geld gegeben, daß ich wegginge." Der andere merkte wohl, daß das gelogen war, wollte ihm aber mit gleicher Münze heimzahlen und sagte: „Jetzt laß mich mal tauchen. Vielleicht schenken sie mir auch was!" Damit verschwand er und suchte im Schlamm, bis er eine Glasscherbe fand. Damit zerkratzte er sich das Gesicht, und dann tauchte er wieder auf und rief seinem Gefährten zu: „Denk dir nur! Ich hab auch die beiden Geister gesehen, aber sie sind böse geworden und sagten: ‚Wir haben doch eben erst dem Menschen, der hier unten war, fünf Groschen gegeben und ihm befohlen, daß er sie mit dir teilen solle. Weshalb störst du uns schon wieder?' Und sie haben mir das Schachbrett ins Gesicht geworfen, daß ich diese Male davontrug."

So hatte der erste Lügner seinen Meister gefunden und mußte ihm zwei und einen halben Groschen bezahlen.



66. Der Sündenfall.

(Aus Deutschland.)

Es war einmal ein Schmied, der mußte schwer arbeiten. Und weil er keinen Gesellen hatte, mußte seine Frau ihm helfen. Eines Tages besuchte sie der Gutsherr in der Schmiede, sie sprachen von diesem und jenem, und zuletzt kam die Rede auf Adam und Eva. Da sagte die Frau des Schmiedemeisters: „Kein anderer als Adam ist schuld, daß wir so schwer zu arbeiten haben. Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, ich wollte das Gebot wohl gehalten haben."

Bald darauf ließ der Herr die beiden Eheleute in seinen Lustgarten bringen, wo sie nichts weiter zu tun hatten, als die Gemüse, Ziersträucher und Obstbäume zu beaufsichtigen. Dabei erhielten sie das schönste und beste Essen und Trinken am herrschaftlichen Tische. Mitten in den Garten ließ der Herr eine verdeckte Schüssel stellen, die der Bediente jeden Abend in die Stube seines Herrn zurücktrug, und er befahl den beiden, ja nicht den Deckel von der geheimnisvollen Schüssel abzuheben; ihre guten Tage hätten sonst ein Ende.

Wenige Wochen waren seitdem vergangen. Da sagte die Frau, die es vor Neugierde nicht mehr aushalten konnte, zu ihrem Manne: „Man wirds ja nicht gleich merken; wir wollen mal sehen, was in der Schüssel ist!" Der Schmied wollte anfangs nicht und machte

Einwendungen, aber auf die Dauer konnte er dem Drängen der Frau nicht widerstehen. Beide lüfteten behutsam den Deckel, und siehe! eine Maus sprang heraus. O weh, o weh, da lief sie hin, und weg war sie.

Als dem Gutsherrn die Schüssel gebracht wurde und er sie leer fand, schickte er alsbald den Diener in den Garten und ließ die Schmiedsleute hinaustreiben. Fortan mußten sie wieder in der Schmiede wohnen und so schwer arbeiten wie zuvor.



67. Vom Holzsparen.

(Altdeutsch.)

Ein kurzweiliger Professor gab einem Studenten einen Rat, wie er mit einem Fuder Holz den ganzen Winter auskommen und doch dabei keine Kälte verspüren sollte. Als derselbe nun dieses zu wissen begehrte, sprach er: „Wenn Ihr ein Fuder Holz habt, so lasset es unten im Hofe liegen. Wenn Euch anfängt zu frieren, so traget ein Scheit nach dem andern auf den Boden hinauf, so lange bis Euch gut warm wird. Wenn Euch danach wieder anfängt zu frieren, so traget wiederum ein Scheit nach dem andern in den Hof hinunter, bis Euch wieder warm wird. Also könnt Ihr Euch mit einem Fuder den ganzen Winter durch wärmen.“

68. Hase und Affe.

(Aus Afrika.)

Der Affe warf dem Hasen vor, daß er die unangenehme Angewohnheit habe, sich fortwährend umzusehen. Darauf erwiderte der Hase, das ewige Jucken und Kratzen des Affen sei jedenfalls viel übler, und er könne nicht einsehen, was den Affen berechtige, ihm Vorwürfe zu machen. Schließlich kamen beide überein, daß sie einen ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, nebeneinander sitzen wollten, und der Affe sollte sich in der ganzen Zeit nicht kratzen, der Hase sich nicht umblicken. Der festgesetzte Tag hatte kaum gegraut, als beide sich an dem bestimmten Platz einfanden. Regungslos hielt der Hase seinen Blick auf die Erde geheftet; ruhig und unbeweglich ruhten die Hände des Affen in seinem Schoß. Stunde um Stunde verrann, und nur mit Überwindung war es beiden noch möglich stille zu sitzen. Es wurde Mittag. Da sagte der Affe, der es vor Pein kaum noch aushalten konnte:

„Als ich im Kriege war, trafen mich die Pfeile der Feinde hier — und hier — und hier — und da und dort!" und wohin er mit dem Finger wies, da kratzte er sich schnell. Auch der Hase konnte es schließlich nicht mehr über sich gewinnen, seine Augen auf dem Boden ruhen zu lassen, und so begann er seine Erzählung:

„Als ich im Kriege war", sagte er, „verfolgten mich eines Tages die Feinde. Vor Entsetzen sprang ich bald hierhin — bald dorthin — bald nach rechts — bald nach links." Und dabei folgten seine Augen, die so lange starr vor sich hingeblickt hatten, mit Blitzesschnelle den Bewegungen seiner Glieder. So überlistete einer den anderen, und keiner hatte verloren.



69. Wie du mir, so ich dir.

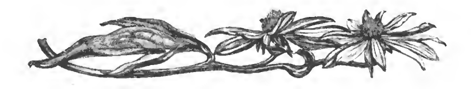
(Aus Afrika.)

Der Affe und das Chamäleon reisten miteinander und fanden einen Krug Wein, dessen Eigentümer zufällig nicht da war. Der Affe ging dreist hinzu, trank ein gut Teil davon und ließ sich's schmecken; das Chamäleon aber wagte es nicht. Dann setzten beide ihren Weg fort. Kaum hatte der Bestohlene gemerkt, was vorgegangen war, so eilte er den frischen Fußspuren nach und holte bald die Reisenden ein. Keiner wollte es gewesen sein, der Affe aber sagte: „Paß auf, wie unser Gang ist! Taumelt einer von uns, dann hat er vom Wein getrunken. Den strafe als den Schuldigen!"

Der Mann ließ beide an sich vorübergehen. Der Affe schritt ganz ordentlich und gerade einher, das Chamäleon aber schwankte, wie es stets zu tun pflegt. „Siehst du nun, wer der Dieb ist?" rief der Affe. Und der Mann ergriff das Chamäleon, schlug es und sagte endlich: „Nun lauf! Wär' es nicht um des Affen willen, so würde ich dich töten."

Das Chamäleon und der Affe reisten nun weiter und kamen an ein Feld, wo man Vorbereitungen getroffen hatte, das Gras abzubrennen. „Laß uns das Feld in Brand stecken!" sagte das Chamäleon. „Nicht doch!" sprach der Affe. Aber das Chamäleon nahm einen Feuerbrand und schleuderte ihn mitten in das Gras hinein.

Da kamen Leute herbeigelaufen und fragten, wer den Feuerbrand geworfen habe. „Schaut nach unseren Händen!" sagte das Chamäleon. „Wessen Hände der Rauch geschwärzt hat, der hat's getan." Die Leute ließen sich die Hände der beiden Reisenden zeigen, und siehe da, die des Chamäleons waren sauber, die des Affen aber sahen, wie immer, schwarz aus. Da schlugen sie auf den Affen ein, daß er halb bewußtlos ins nahe Gehölz taumelte, und das Chamäleon lachte.



70. Der Alte und die Wölfe.

(Aus Rußland.)

Ein alter Mann wanderte einmal im wilden Wald und begegnete einem schrecklichen Wolf, der war fast verhungert und rannte auf ihn zu und schrie: „Mach dich zum Tode bereit! Ich will dich fressen!" „Oho!" sagte der Alte. „So erlaube mir doch erst Abschied von meiner Familie zu nehmen." — „Nein, nein!" rief der Wolf. „Das geht nicht! Ich will dich gleich und auf der Stelle fressen!" — „Na, wenn's dann nicht anders sein kann", antwortete der Alte: „der Stärkere hat ja immer recht. Aber laß mich zuvor an dir Maß nehmen, daß ich sehe, ob ich auch ganz in dich hineingehe." „Meinetwegen", sagte der Wolf. „Nimm Maß, aber spute dich!" Da schnitt sich der Alte ein gar brauchbares Meßstäblein zurecht, einen tüchtigen Knüppel, packte den Wolf beim Schwanz, schlang diesen fest um seine Hand und fing an zu hauen und sprach dazu: „Der Starke hat das Recht, aber der Kluge weiß sich zu helfen!" Der Wolf heulte und schrie, wand sich und zerrte aus Leibeskräften, um loszukommen. Auf einmal riß der Schwanz ab, und der Alte warf lachend den halbtot geprügelten Bösewicht in die Büsche. Dann ging er seiner Wege. Nach einiger Zeit erholte sich der Wolf und begann jämmerlich zu heulen. Da kam ein ganzes Heer von Wölfen herbeigelaufen, die riefen: „Was ist denn los? — Und wo ist dein Schwanz geblieben?" — „Ach je! den hat mir der Alte abgerissen." — „Wo ist denn der Alte?" — „Dort ist er hingegangen." — „So soll er's uns büßen!" Und sie liefen ihm nach und waren ihm so rasch auf den Fersen, daß es ihm mit knapper Not gelang, auf eine Fichte zu klettern. Da saß er nun in sicherer Höhe und sah, wie sich die Wölfe ärgerten, daß sie nicht hinauf konnten. Lange beratschlagten sie, was zu tun sei. Schließlich sagte einer: „Weißt du was, Bruder Stumpfschwanz? Leg dich unten an den Fuß des Baumes, wir aber wollen auf dich hinaufklettern, immer einer auf den andern; dann werden wir den Alten schon kriegen." So geschah es. Der Stumpfschwanz legte sich auf die Erde, und ein Wolf kletterte ihm auf den Rücken, auf diesen zweiten sprang wieder ein dritter, dann kam ein vierter, und so ging es fort, sie stiegen immer höher und höher. Schon



Dähnhardt, Schwänke. Zu Seite 143.

war der letzte Wolf emporgeklettert und machte sich daran, den Alten zu packen. Der aber flüsterte ihm zu: „Höre, mein Wölfchen! Statt daß die andern mein Fleisch fressen, friß du mich lieber allein hier in der Höhe. Aber laß mich erst Maß nehmen, ob ich auch ganz in dich hineingehe." Der Wolf erlaubte es, und der Alte nahm sein Messer aus der Tasche und säbelte ihm ritsch! ratsch! den Schwanz ab. „Achtung, Bruder Stumpfschwanz", rief er dann, indem er ihn dem zu unterst liegenden zuwarf, „da hast du deinen Schwanz wieder!" Bruder Stumpfschwanz glaubte, daß es wirklich sein eigener sei, und stürzte eilends darauf zu, und im selben Augenblick fiel der ganze Turm von Wölfen holterdipolter! zusammen. Ein Teil brach sich den Hals, die andern humpelten in alle Winde auseinander.

Der Alte aber stieg gemächlich vom Baum und ging nach Hause.

71. Der Bauer und der Goldklumpen.

(Aus Deutschland.)

Zu einem Goldschmied kam eines Tages ein Bauer, kratzte sich hinter dem Ohr und machte ein verlegenes Gesicht. Dann rückte er geheimnisvoll mit der Frage heraus: „Mit Verlaub, Herr, — wieviel mag wohl ein Klumpen Gold wert sein?" Aha! dachte der Goldschmied, der hat gewiß einen Schatz auf dem Acker entdeckt. Wie oft hat man in Kriegszeiten sein Geld vergraben. Was kann denn sonst hinter der närrischen Frage stecken? „Kommt nur herein!" sagte er dann freundlich. „Ich könnt's Euch schon sagen, wenn's auch nicht gar so leicht ist. Macht's Euch nur einstweilen bequem." Und er führte ihn in die Stube, lief und holte eine Schüssel mit Backwerk und einen Becher voll Wein, der funkelte noch köstlicher als alle die Sachen, die in seinem Laden prangten. „Es redet sich besser, wenn man gegessen und getrunken hat", sprach er, „drum langt nur zu, ich habe noch mehr davon." Er verstand sich aufs Handwerk und hoffte einen desto besseren Kauf zu machen, je mehr dem Manne der Wein zu Kopf stieg. Der Bauer war nicht blöde, langte zu und ließ sich's schmecken. Nachdem der Goldschmied wieder und wieder eingeschenkt hatte, fragte er: „Mein lieber Bauer, wie groß ist denn etwa der Goldklumpen?"

Der Bauer zwinkerte listig mit dem Auge, schlürfte noch einmal bedächtig und antwortete: „Just weiß ich's nicht ganz genau zu sagen, doch könnt' er vielleicht wie der Kopf von meinem Hute sein, — kleiner gewiß nicht!" „Wie der Hutkopf da?" „Ich dächte so." „Ei, das gäbe schon ein hübsches Sümmchen, und könntet Ihr Euch meinethalben ein fettes Schwein dafür kaufen, oder auch zwei. Ich will's gut mit Euch machen. Aber nun zögert nicht länger und zeigt mir endlich Euern Schatz!" — „Ja", rief das Bäuerlein und machte ein pfiffiges Gesicht, „zeigen? — zeigen tät ich's schon, aber —" „Ihr habt nichts zu fürchten, packt nur aus, wo habt Ihr den Klumpen, so groß wie Euer Hutskopf?" — Das ist's ja eben", antwortete der Bauer, — „ich dachte mir nur so, wenn ich einmal einen fände!"

72. Sankt Nimmerstag.

(Aus Deutschland.)

Ein Landsknecht kam an einem Feiertage in ein Dorf geritten und saß gar stattlich auf einem schönen Pferde. Das gefiel den Bauern, und einer fragte ihn, ob ihm das Tier nicht feil wäre. „Nein", sagte der Landsknecht, „es ist mein Leibpferd, das geb' ich selbst um den doppelten Preis nicht her." Aber der Bauer hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, das Pferd zu kaufen, und fuhr fort auf den Landsknecht einzureden. „Lieber Kriegsmann", sprach er zuletzt, „glaubst du denn nicht, daß ich Geld genug habe, es zu bezahlen? So sage mir doch, wie hoch du den Wert veranschlagst." „Ei, unter fünfzig Kronen lasse ich dir's nicht." Nun war aber das Pferd in Wahrheit nicht mehr als fünfundzwanzig Kronen wert. Das wußte der Bauer sehr wohl zu beurteilen. Darum gab er listig zur Antwort: „Wohlan, ich will dir fünfundvierzig Kronen geben. Fünfundzwanzig zahl' ich bar, die anderen zwanzig erhältst du auf Sankt Nimmerstag." Oho! dachte der Landsknecht. Laß doch sehen, Bauer, wer den anderen betrügt. Und er erwiderte: „Guter Freund, mir ist nicht gar so viel an der Bezahlung gelegen, wenn ich den Heiligen nur kennte! Steht er auch im Kalender?" „Freilich steht er drin! Sonst wär er kein Heiliger!" „Dann ist mir's recht", sagte der Landsknecht. „Doch wollen

wir eine Verschreibung aufsetzen." Da machten sie's schriftlich. Der Landsknecht nahm die fünfundzwanzig Kronen samt der Verschreibung und zog seine Straße.

Als nun der Allerheiligentag vorüber war, kam er wieder und forderte seine zwanzig Kronen. Doch der Bauer lachte ihn aus und rief: „Wart bis Sankt Nimmerstag! Nicht wahr? Da kannst du lange warten! Mein Geld kriegst du nimmer." „Lieber Bauer", sagte der Landsknecht, „wie mir scheint, liegt die Sache doch etwas anders. Als wir den Kauf beredeten, habe ich gefragt, ob Sankt Nimmer ein Heiliger sei, und du hast geantwortet: 'Ja, und er steht auch im Kalender.' Nun hab ich allenthalben im Kalender gesucht, find' aber keinen Sankt Nimmer. Doch ist vor acht Tagen Allerheiligen gewesen. Weil nun Sankt Nimmer auch zu den Heiligen zählt, so denk' ich, muß der Allerheiligentag auch Sankt Nimmerstag sein. Also bezahle die zwanzig Kronen, denn die Frist ist um."

So mußte der Bauer wohl oder übel bezahlen. Der Fuchs war vom Fuchse gefangen.





73. Alte Zechschulden.

(Altdeutsch.)

Zween Gesellen kamen in ein Wirtshaus, darin sie wohl bekannt waren, fingen an zu zechen und guter Ding zu sein. Und als man die Zech macht, fingen sie an und sagten zum Wirt: „Herr Wirt, Ihr wißt wohl, daß man sagt, daß die Welt vor vierzigtausend Jahren gestanden sei wie jetzunder; und nach Vergehung der jetzigen Welt werd die Welt über vierzigtausend Jahr abermals anfangen, da wir dann all wieder zusammenkommen und beieinander sein werden wie jetzund. Und dieweil wir aber jetzund nicht wohl Geld haben, bitten wir Euch, ihr wöllet bis auf die selbig Zeit warten; alsdann wöllen wir wieder zu Euch kommen, bei Euch zechen und ein Zech mit der andern bezahlen; darum was wir hier schuldig sind, schreibt uns an, und wenn die selbig Zeit kommt, legt uns für, so wöllen wir Euch bezahlen." Der Wirt aber war ein schalkhaftig Mann, merkte bald, daß sie um die Zeche betriegen wollten, und sprach: „Es ist wahr, lieben Herren, daß die Welt vor vierzigtausend Jahren wie jetzt gestanden ist und über vierzigtausend Jahr wieder wie jetzt stehen wird und wir auch beieinander wie jetzt sein werden. Und dieweil ihr vor vierzigtausend Jahren auch in meinem Haus gewesen seind und die

selbig Zech aufgeschlagen, so gedenkent, daß ihr mir nit aus der Stuben weichen, bis ihr mir beide Zech miteinander bezahlt haben." Und nahm ihre Röck zum Pfand. Was wollten die guten Gesellen tun? Wollten sie ihre Röck haben, mußten sie dem Wirt zwo Zechen zahlen oder ohne Rock zu Haus ziehen. Also traf Untreu ihren eigenen Herren.

74. Dat Gos'ei[1] und dat Fahlen.[2]

(Aus Mecklenburg.)

En Dachlöhner hett'n Gos'ei funnen un secht to sinen Jung: „Dat willen wi utbröden[3], dor kamen denn Gössel[4]) von, dee maken wi groot un trecken[5]) dor wedder Gös' von, un dee verköpen wi denn all un köpen uns 'ne Mähr mit 'n Fahlen." „Ja, Vadder", röppt de Jung, „un ik rid'[6]) denn up dat Fahlen." „Ne, mien Soehn, dor ward nicks ut." „Ja, Vadder, dor rid' ik up." De Oll ward arg: „Ick sech di, du saßt[7]) nich up dat Fahlen riden." Dorbi sleit he mit de Fuust up 'n Disch. Dor trünnelt dat Gos'ei raffer[8]) un föllt intwei. So kümmt dat oft in'n Läben, wenn man to wiet in'n vörut räkent.

75. Woans Jochen sien Muddersprank wedder findt.

(Aus Mecklenburg.)

En Buer schickt sinen Soehn Jochen na de Welt rin, he sall sik ok wat versöken. Oewer Jochen blifft up sinen Vadder sien Feld in de Heumiet[9]), bet he de Kost vertehrt hett, dee de Ollen em mitgäben hebben. Nu sünd dor so väl Rotten[10]) in de Miet, dee seggen ümmer 'zickerezirr' (so hüürt sik dat an), wenn se so rohren[11]) dohn. As nu de Kost all is, geit Jochen wedder na Huus. He kümmt nachts vör de Hofdöör an un röppt ümmer: Zickerezirr, zickerezirr! „Wat is dat?" secht de Oll. Mudder kickt rut: „Jochen kümmt ut de Frömd' trüch!"

1) Gänsei. 2) Fohlen. 3) ausbrüten (lassen). 4) Gänschen. 5) ziehen. 6) reite. 7) sollst. 8) herab. 9) Heuschober. 10) Ratten. 11) quieken.

As he nu in de Stuw' is, fall he jo utbichten[1]), wo he oewerall wäst is. Ziderezirr! gifft he to Antwuurt. Wider is nicks ut em ruttokrigen. Nu is de Noot jo groot: Jochen hett sien Muddersprаak vergäten! De Ollen laten den Preester kamen, dee mööt doch alle Spraken kennen. Ne, secht dee, Jochen wier wol jensiet de Welt wäst, de Ziderezirr-Spraak kennt he ok nich.

Annern Dach kümmt dor 'n Handwarksburß antogahn.[2]) Dor fragen se den'n üm Raat, ob dee nich Jochen de Muddersprаak weddergäben künn. Ja, secht dee, wenn se em föfftig Dahler gäben willen, denn will he dat dohn, oewer se müßten dat maken, as he wull. Naja, dit is jo goot. Mudder mööt 'n Kätel vull Arften[3]) up 't Füer krigen un dor düchtig Solt[4]) in maken un den Backaben[5]) heit maken. Dor ward Jochen rin schaben[6]), un 'n groten Teller vull Arften mit 'n Hiring dorto ward em mitgäben; nahst[7]) ward de Aben tomaakt, de Handwarksburß geit vör de Döör stahn.[8]) Dat duert nich goor to lang', dor röppt Jochen all: Mumumu! („Döst!"[9]) will he noch nich seggen). „Ja mumuh du man!" secht de Handwarksburß. „Mu—mu—mudder!" röppt Jochen wedder. „So", secht de Handwarksburß, „bäten[10]) Spraak kricht he nu all."[11]) Endlich un tolezt kann Jochen sik nich mihr hollen: „Mudder, mi döst'!"

So is Jochen wedder to sien Muddersprаk kamen, un de Handwarksburß hett sik 'n schönen Reis'schilling verdeent.

1) „ausbeichten", berichten. 2) kommt heran (zu gehn). 3) Kessel voll Erbsen. 4) Salz. 5) Backofen. 6) geschoben. 7) „nächst", dann. 8) „geht stehen" = stellt sich. 9) Durst. 10) ein bißchen. 11) schon.



76. Wat Jochen sik bi't Danzen dacht hett.

(Aus Mecklenburg.)

En Buersoehn, dee ümmer achter Mudder angahn is un nie nich wat von de Welt to sehn krägen hett, kümmt to'n ihrsten Mal up 'ne Austköst.[1]) As he nu wedder 'na Huus kümmt, sall he jo vertellen, wo dat dor hergahn wier. Dor lecht he los: „De een hadd 'ne Spickgoos[2]) hatt, dor hadd he ümmer oewersträken (he hett den Musikanten meent mit de Vigelien), un de anner hadd 'n Gos'hals hatt, dor hadd he ümmer up kilkt[3]) (dat is de Klas'nett wäst), un de drüdd hadd 'n groot Stück Holt, dat künn he goor nich mal bören[4]), dat hadd gefährlich brummt (dat is de Baß wäst). Dor wiren de Lüd' bang' worden un hadden sik all anfaat't un hadden wechlopen wullt (he hett de Lüd' danzen sehn), oewer se hadden de Döör nich finnen künnt. He hadd oewer wüßt, wo dat rutgahn ded', un wier glücklich wedder na buten[5]) kamen. Oewer de annern hadd he dat nich verrad't.

77. Dat dacht ik ok.

(Aus Meclenburg.)

En Preester hett enen Knecht Johann. Wenn de Preester abends secht hett: „Je, Johann, ik dacht, morgen maken wi dat un dat", denn hett he ümmer secht: „Dat dacht ik ok, Herr." Dor denkt de Preester: Dee will äben so kloot sien as du. Dat wißt du em doch afgewöhnen! — Enes Abends secht he to Johann: „Je, Johann, ik dacht, morgen wullen wi Solt seigen."[6]) „Dat dacht ik ok, Herr", secht Johann wedder. „Du Doeskopp[7]), kann man denn Solt seigen?" „Je, Herr, dat dacht ik ok."

1) Erntefest (Bewirtung im August, dem Erntemonat). 2) Spickgans. 3) geblasen (kilken bezeichnet das Schreien der Gänse). 4) hochheben. 5) draußen. 6) Salz säen. 7) Dummkopf.

78. Wecker is de fuulst?[1]

(Aus Meckenburg.)

En Herr hett dree Knechts hatt un secht eens[2]) to ehr[3]): wecker am fuulsten von ehr is, dee sall'n Dahler hebben. Dor röppt de ihrst: „Ik, Herr, bün de fuulst!" „Ne ik!" röppt de tweet. De drüdd blifft in 't Stroh liggen un rög't[4]) keen Glidd. „Du büst de fuulst", secht de Herr, „dor hest dinen Dahler." „Ach, Herr, wäsen S'[5]) so goot un stecken S' mi den'n in de Westentasch; ik ligg grad' so schön!"

79. De leew' Gott sägent.[6]

(Aus Meckenburg.)

„Vadding, kiek mal na de Melk[7])", secht en Fru to ehren Mann, „un roop mi, wenn se kaakt.[8])" „Ja wol, Mudding, dat will 'k wol dohn." Vadding paßt jo nu up de Melk. Mit eens[9]) röppt he in helle Freud': „Mudding, Mudding, de leew' Gott sägent! Nu sticht[10]) de Melk all ut den Pott rut!" As Mudding toletzt kümmt, is nich 'n Druppen Melk mihr in in den Pott.

80. De Limborger Kes'.

(Aus Meckenburg.)

En Buer mööt 'n Paster sien Heu inführen, un de Paster gifft em dorvör wat to äten. He sett't den Buern Limborger Kes' vör, un dee fängt jo nu an intopacken. „Dat is Limborger", secht de Preester. — „Dor ät ik em ok vör." — „De Kes' hett sößtein Schilling kost't." — „Dat is he ok rieklich wiert." — „De Kes' is jo gliek all." — „Ik bün ok gliek satt", secht de Buer.

1) Wer (welcher) ist der faulste? 2) einmal. 3) ihnen. 4) rührt. 5) seien Sie. 6) segnet. 7) Milch. 8) kocht. 9) Auf einmal. 10) steigt.

81. De Nijohrsglückwunsch.

(Aus Mecklenburg.)

Dor sünd eens twee Eddellüd' wäst; de een hett sien Buern goot hollen, un de anner (dee hett dree Buern hatt) dee hett se slicht hollen. As nu Nijohr rankümmt, hett de ihrst Eddelmann den annern to Gast laden, un as se bi Disch sitten, kamen den Eddelmann sien Buern an un wünschen em 'n fröhliches Nijohr. Dit gefällt jo den annern, un he secht to sien Buern, dat nächste Johr süllen se dat bi em ok maken. Na ja. De dree Buern lihren sik jo nu all dree 'n Nijohrswunsch: de een up den Herrn, de tweet up de gnädig Fru, un de drüdd up de Gesellschaft (Gäst hett de Eddelmann ok wedder inladen). De ihrst will den Spruch herbäden, de beiden annern soelen bloß seggen: „de gnädig Fru ok, un de ganze Gesellschaft!"

As nu de Buern ringahn willen na de Stuw', hackt de ihrst Buer mit sien Stäwel (dee sünd intwei wäst) an den Süll[1] fast und sleit jo nu perdauz! rin na de Stuw'. Dor denkt he nich an sinen Spruch un röppt: „Haal di de Deuwel!" „De gnädig Fru ok!" röppt dor de tweet. „Un de ganze Gesellschaft!" secht de drüdd.

Dat is de Buern ehr Glückwunsch wäst.

82. De Liggenlau un de Rasendull.[2]

(Aus Mecklenburg.)

En Knecht will sik eens bi 'n Buern vermeeden.[3]) „Hest du ok Fählers?" fröcht de Buer. „Süss nich!" secht de Knecht, „oewer ik kriech öfter de Liggenlau." „Oh", secht de Buer, „ik will mit di in Gelägenheit sehn. Ik heff ok 'n slimmen Fähler, ik kriech oftmals de Rasendull. Denn hebben wi uns jo beid' nicks vörtohollen. Uns' Herrgott gäw blot, dat wi uns' Fählers nich to glike Tiet krigen."

De Knecht treckt jo nu in Deenst. Na 'n poor Dag' kricht he sien Krankheit: de Liggenlau hett em faat't, — he will nich ut 't Bedd.

1) Schwelle. 2) Etwa: Die Liegesucht und die Tobsucht. 3) vermieten.

Dor geit dat bi den Buern mit de Rasendull ok los. He nimmt 'n sweren Stock un sleit in de Stuw' un in de Koek[1]) un uppe Däl[2]) gegen Dören un Wänn' up ene fürchterliche Wis'. Toletzt kümmt he ok in de Knechtskamer un haut vör blind un dull up alles in. De Knecht springt ut dat Bedd un löppt in de Kaff[3]) un versteckt sik mank de Pier.[4]) Endlich hüürt de Rasendull bi den Buern up. Dor kümmt de Knecht wedder to'n Vörschien un secht to den Buern: „Ne, so geit dat nich! Uns' Fählers möten wi uns afwennen[5]), ik beholl jo süss nich eenen Knaken heil in'n Liw'." „Ja", secht de Buer, „ik glöw ok, dat dat am besten is. Maak du man den Anfang. Wenn du dien Liggenlau nich wedder krichst, kümmt mien Rasendull ok sacht nich wedder. Willen't versöken!"

83. Dat Röbenuttrecken.[6])

(Aus Mecklenburg.)

Dor is eens 'ne oll Fru wäst mit twölf Soehns; dee hett 'n Schäpel[7]) Röbensaat seigt[8]), oewer von den ganzen Schäpel Saat is man een Röw' von kamen. As se dee nu uttrecken will, kann se se nich rutkrigen.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Eenel mal kamen." Ehr Soehn Eenel dee kamm. Eenel fööt[9]) Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker[10]) nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Tweenel mal kamen." Ehr Soehn Tweenel dee kamm. Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Dreenel mal kamen." Ehr Soehn Dreenel dee kamm. Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Veirel mal kamen." Ehr Soehn Veirel dee kamm. Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel

1) Küche. 2) auf die Diele. 3) Futterraum. 4) zwischen die Pferde. 5) abgewöhnen. 6) Das Rübenausziehen. 7) Scheffel. 8) gesät. 9) faßte. 10) gleichwohl.

an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Föffel mal kamen." Ehr Soehn Föffel dee kamm. Föffel fööt Veirel an, Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Söffel mal kamen." Ehr Soehn Söffel dee kamm. Söffel fööt Föffel an, Föffel fööt Veirel an, Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Soewel mal kamen. „Ehr Soehn Soewel dee kamm. Soewel fööt Söffel an, Söffel fööt Föffel an, Föffel fööt Veirel an, Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Achel mal kamen." Ehr Soehn Achel dee kamm. Achel fööt Soewel an, Soewel fööt Söffel an, Söffel fööt Föffel an, Föffel fööt Veirel an, Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Nägel mal kamen." Ehr Soehn Nägel dee kamm. Nägel fööt Achel an, Achel fööt Soewel an, Soewel fööt Söffel an, Söffel fööt Föffel an, Föffel fööt Veirel an, Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Teichel mal kamen." Ehr Soehn Teichel dee kamm. Teichel fööt Nägel an, Nägel fööt Achel an, Achel fööt Soewel an, Soewel fööt Söffel an, Söffel fööt Föffel an, Föffel fööt Veirel an, Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Elfel mal kamen." Ehr Soehn Elfel dee kamm. Elfel fööt Teichel an, Teichel fööt Nägel an, Nägel fööt Achel an, Achel fööt Soewel an, Soewel fööt Söffel an,

Söffel fööt Föffel an, Föffel fööt Veirel an, Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, de Röw' wull liker nich rut.

Dor secht se: „Ik laat minen Soehn Twölfel mal kamen." Ehr Soehn Twölfel dee kamm. Twölfel fööt Elfel an, Elfel fööt Teichel an, Teichel fööt Nägel an, Nägel fööt Achel an, Achel fööt Soewel an, Soewel fööt Söffel an, Söffel fööt Föffel an, Föffel fööt Veirel an, Veirel fööt Dreenel an, Dreenel fööt Tweenel an, Tweenel fööt Eenel an, Eenel fööt Mudder an, Mudder fööt de Röw' an, — huuch! nu is de Röw' ut! — Un uns' Book is ok ut.



Quellennachweis.

1. Grundtvig, Dänische Volksmärchen, übersetzt von Leo S. 77.
2. Asbjörnsen und Moe, Norwegische Volksmärchen, übers. von Bresemann S. 25.
3. Dörler, Märchen und Schwänke aus Nordtirol und Vorarlberg; in der Zeitschrift d. Vereins f. Volksk. 1906, 284.
4. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, 4. Aufl., S. 202.
5. Simrock, Deutsche Märchen S. 178.
6. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol S. 129.
7. Merkens, Deutscher Humor (Meyers Volksbücher Nr. 805. 806) S. 76 (aus Lyrum, Larum Lyrissimum).
8. Rogasener Familienblatt, herausgegeben von O. Knoop, Jahrg. 3 (1899), 72 (aus dem Ostasiatischen Lloyd).
9. Rogasener Familienblatt 5, 38.
10. Ulrich Jahn, Schwänke und Schnurren aus Bauernmund.
11. B. Ilg, Maltesische Märchen und Schwänke 2, Nr. 90.
12. B. Ilg 2, Nr. 87.
13. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen S. 158.
14. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland I, S. 10.
15. A Hundred Mery Tales. Shakespeare Jestbooks I (London 1864), S. 121, Nr. 97.
16. Bolte, Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 3, 59 in Verbindung mit Haas, Schwänke und Schnurren Nr. 91, Müllenhoff, Sagen, Märchen S. 413.
17. Nach Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 14, (= Simrock, Deutsche Märchen, Merkens, Deutscher Humor S. 10).
18. Merkens, Deutscher Humor S. 109, [vgl. Joh. Petrus de Memel, Lustige Gesellschaft 1656, S. 1].
19. 1. Jacobs, More English Fairy Tales (London, David Nutt 1894) S. 75.
    2. Ebenda, S. 125.
20. Dörler, Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 1906, 281.
21. Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, Volksmärchen der Serben, übers. von seiner Tochter Wilhelmine (1854) S. 252.
22. Ebenda, S. 244.
23. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz S. 101.
24. Jacobs, More English Fairy Tales S. 91.
25. Dörler, Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 1906, S. 288.
26. Haas, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen S. 46 (= Rügens Sagen und Märchen 1891 S. 205).
27. Nach Joh. Petrus de Memel, Lustige Gesellschaft. „Getruckt zu Zippelzerbst im Drömling" 1656, S. 6.
28. Veckenstedts Zeitschr. f. Volksk. 4, 307.
29. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz S. 58.
30. B. Ilg, Maltesische Märchen und Schwänke Nr. 121.
31. Ebenda Nr. 126.
32. Ebenda Nr. 127.
33. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen S. 149.
34. Busch, Deutscher Volkshumor 227.

35. Simrock, Deutsche Märchen 212.
36. Merkens, Deutscher Humor S. 135.
37. Ebenda S. 136.
38. Sklarek, Ungarische Volksmärchen S. 207.
39. Magyar Népköltési Gyujtemény 8, 461.
40. Jacobs, More English Fairy Tales.
41. Nach Hans Sachs, Fabeln und Schwänke 2, Nr. 263; 4, Nr. 247.
42. Nach Hans Sachs, Fabeln und Schwänke 4, Nr. 302, und Pauli, Schimpf und Ernst, hrsg. von Österley, Anhang Nr. 35.
43. Merkens, Deutscher Humor S. 100 (= Merkens, Was sich das Volk erzählt. I, 2. Aufl. S. 129).
44. J. Vinson, Le Folklore du pays basque 115 (Paris, Maisonneuve 1883).
45. Altdeutscher Schwank und Scherz S. 103.
46. Ebenda S. 49 (aus: Desiderius Erasmus, Gesprächbüchlein, deutsch von Joh. Birkner 1534).
47. Zeit-Verkürtzer Augsburg 1675 (Berlin, Königl. Bibl. Yt 9641).
48. Haltrich, Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, 4. Aufl., S. 210.
49. S. Grundtvig, Gamle Danske Minder III, 195.
50. Mündlich aus Malta.
51. Nach Hoffmeister, Hessische Volksdichtung (1869) S. 98.
52. Sklarek, Ungarische Volksmärchen S. 197.
53. 1—3. Tewfik, Die Schwänke des Nasr-ed-din, übers. von Müllendorff Nr. 2, 36, 52.
    4. W. von Camerloher, Meister Nasr-eddins Schwänke (Triest 1857) Nr. 97.
    5. Ebenda, Nr. 113.
    6. Ebenda, Nr. 54 (mit Benutzung von Stumme, Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis S. 176).
54. Mündlich aus Malta.
55. Mündlich aus Malta.
56. Haas, Schnurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen S. 48.
57. Dörler, S. 288.
58. Simrock, Deutsche Märchen.
59. Ebenda S. 248.
60. J. Kamp, Danske Folkeminder (1877) S. 286.
61. Nach dem Inland 1861, S. 194.
62. Merkens, Deutscher Humor S. 70 (aus den Kurzweiligen und lächerlichen Geschichten 1662).
63. S. Grundtvig, Danske Folkeminder III (1861), 199.
64. J. Kamp, Danske Folkeminder S. 287.
65. Abel des Michels, Contes plaisants annamites (Paris 1888) Nr. XXI.
66. Nach Veckenstedts Zeitschrift für Volkskunde 4, 23 [vgl. Joh. Petrus de Memel, Lustige Gesellschaft 1656, S. 16].
67. Altdeutscher Schwank und Scherz S. 114.
68. Held, Märchen und Sagen der afrikanischen Neger, Jena 1904, S. 158 (= Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 143).
69. Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 142.
70. Živaja Starina V, 1895, S. 430 f. in Verbindung mit Ad. Gerber, Great Russian Animal Tales. Baltimore 1891, S. 34 (= Afanasieff, Narodnija russkija legendy).
71. Nach Hoffmeister, Hessische Volksdichtung S. 101.
72. Nach Gödeke, Schwänke des 16. Jahrhunderts S. 207.
73. Ebenda, S. 124.
74—79. Mündlich aus Mecklenburg.
80. Mecklenburg II, 1907, S. 19 (mitgeteilt von R. Wossidlo).
81—83. Mündlich aus Mecklenburg.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Die Sagen des klassischen Altertums. Von Stoll-Lamer.

Neu bearbeitet von Dr. Hans Lamer. 2 Bände. 6. Auflage. Mit 79 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln. Band I und II geb. je M. 3.60, geb. in 1 Band M. 6.—

Die Götter des klassischen Altertums. Von Stoll-Lamer.

Neu bearbeitet von Dr. Hans Lamer. 8. Auflage. Mit 92 Abbildungen. Gebunden M. 4.50.

Die allbekannten Werkchen Stolls, der sich um die Verbreitung und Popularisierung der Kenntnis des klassischen Altertums so hohe Verdienste erworben hat, erscheinen hier in neuer Form und in neuem, wesentlich verbessertem Gewande.

Band I behandelt Sagenreihen wie die von Herakles, Theseus, den Argonauten, Oidipus usw., Band II wesentlich den Inhalt von Ilias und Odyssee.

„Die Götter des klassischen Altertums" behandeln die Götter des Olympos, der Gewässer, der Erde und der Unterwelt wie die besonderen Gottheiten der Römer.

Die in reicher Zahl beigegebenen Abbildungen sind in bestmöglicher Wiedergabe ganz neu hergestellt worden. So werden die drei Stollschen Bücher in ihrer Neugestaltung als die besten Orientierungsmittel über den antiken Sagenschatz und die antike Mythologie gelten dürfen und sich bald der gleichen Beliebtheit erfreuen, die sie sich in ihrer alten Form durch Jahrzehnte bewahrt haben.

Deutsche Götter- und Heldensagen. Von Dr. Adolf Lange,

Direktor des Gymnasiums und der Realschule zu Solingen. Nach den besten Quellen für Haus und Schule dargestellt. Zweite, verbesserte Auflage. Mit zwölf Originallithographien von Robert Engels. In Leinwand geb. M. 6 — Auch getrennt in 3 Teilen je M. 2.40.

„Es ist ein prächtiges Buch, das nicht nur „schlicht und treu den Inhalt der besten Quellen widerzuspiegeln strebt", sondern auch die Ergebnisse der neueren Forschung in den einleitenden, über Wesen und Entstehung der deutschen Götter- und Heldensagen unterrichtenden Kapiteln verwertet. Das Buch ist ein trefflicher Führer durch die deutsche Sagenwelt."
(Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften.)

Deutsche Heldensagen. Dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt von Karl Heinr. Keck.

Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. Benno Busse. 1. Band: Gudrun und Nibelungen. 2. Band: Dietrich von Bern. Mit Künstler-Steinzeichnungen (Originallithographien) von Robert Engels. In Leinwand gebunden je M. 3.—

„Die alten Sagen unseres Volkes in neuer Form, aber altem Geist zu erzählen, war die Absicht des Verfassers bezw. Bearbeiters des Buches, und er hat es vortrefflich verstanden, die alte Sagenwelt unserer Heldenvorzeit zu lebendiger, anschaulicher Darstellung zu bringen und zu zeigen, daß der Zauber, den sie zu ihrer Zeit ausgeübt, noch nicht an Kraft verloren hat. Mit Recht betont er, daß in seiner Heldensage das deutsche Volk des Mittelalters sein Hoffen und Lieben am klarsten ausgeprägt hat, daß in ihr sich der Geist deutscher Vorzeit noch heute am echtesten offenbart.... Auch die schöne Ausstattung wird dazu beitragen, dem Buche Freunde zu gewinnen; die Lithographien von Engels sind in ihrer eindrucksvollen Größe in hohem Maße geeignet, auf die Jugend zu wirken." (Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.)

Danziger Bilder. Von Dr. Käthe Schirmacher.

Mit vielen Illustrationen nach Originalen von Arthur Bendrat. In Leinwand geb. ca. M. 1.50.

Danziger Bilder! Wohl jedes Kind liebt seine Heimat, wenige deutsche Städte aber haben den Reiz Danzigs, mit seiner großen Geschichte, seiner geschlossenen Schönheit, den stimmungsvollen Straßen, Gebäuden und Plätzen, an die sich Kindheitserinnerungen mit besonderer Innigkeit heften. Dazu die breite gemütliche Sprache, die vielen ausdrucksvollen Lokalwörter, das Erlebte, teils Heitere, teils Geheimnisvolle der Schilderungen. Die Danziger Bilder sind ein Kinderbuch und ein Buch für Erwachsene, sie sind auch eine Fortsetzung der Bilder aus dem deutschen Osten, nur daß hier die Rollen vertauscht sind: begleitete dort der Schriftsteller das Werk des Malers, so hier der Maler des Schriftstellers Werk, beide aber sind eins in der Liebe zur Heimat, in der Anhänglichkeit an ein umkämpftes Stück deutschen Bodens, von dessen Größe, Schönheit und Bedeutung das kleine Buch die Kunde weitertragen will in das Reich.



Stadttor mit Patrizierhaus.


Dähnhardt
D 122
Schwänke aus aller welt
Apr 11 1912
Schraidt
JUN 5 1912
MAR 31 1914
JAN 24 1916
Whitton
MAR 5 1917
NOV 5 1917
MAR 7 1921
MAR 24 1921
DEC 19 1933
NOV 2 2 1944
177228
Digitized by Google



